Juli 2014 #03

Magazin insist

INTEGRIERT DENKEN – GANZHEITLICH GLAUBEN – WERTEORIENTIERT HANDELN

ISSN-Nr. 1662-4661

Heimat

Religionen
Rücken die Kirchen nach rechts?

Bibel
Israel – Heimat der Juden?!

Immigration
Wieviel Heimat braucht der Mensch?

Sie bestellen ein **Geschenkabonnement** für

- eine Freundin
- einen Arbeitskollegen
- eine Nachbarin
- oder einfach, um ein Jahr lang Freude zu bereiten.

Sie bestellen ein **Jahresabonnement** Magazin INSIST

Bestelltalon

O Ich bestelle ein **Geschenkabonnement** für:

O Ich bestelle ein **Jahresabonnement** für

Adresse: .....

.....

Adresse: .....

.....

Rechnung an:

.....

Jahresabonnement: Fr. 44.00 + Versandkosten Fr. 4.00 (Ausland Fr. 10.00)

Druckerei Jakob AG, 3506 Grosshöchstetten, Tel. 031 710 42 42 magazin@insist.ch oder www.insist.ch

Was mir Heimat bedeutet

Die aktuellen politischen Vorgänge und Vorstösse einer bürgerlichen Partei zur Verteidigung der Schweiz vor bösen – oder auch fleissigen und arbeitswilligen – Ausländern haben uns dazu bewogen zu fragen, was denn überhaupt «Heimat» für die Menschen bedeutet. Weshalb ist heute eine gute Hälfte der Schweizer Stimmberechtigten motiviert, sich gegen ausländische Arbeitssuchende, ihre Familien und Schutzsuchende mit dem Stimmzettel zu wehren? Was wollen sie schützen und verteidigen?

Es tut gut, mich einmal selbst zu fragen, was für mich Heimat bedeutet. Was möchte ich nicht missen? Familie, Haus, Freunde, Verwandte, meine politische oder meine (frei-)kirchliche Gemeinde, eine bestimmte Landschaft, eine Kultur, Sprache oder Mentalität? Oder sehe ich meine Heimat als Teil des angebrochenen und verheissenen Reiches Gottes? Was soll und will ich überhaupt verteidigen, wenn das in Frage gestellt wird, was ich mit «Heimat», was ich mit meiner «Identität» meine?

Es tut gut, mich einmal selbst zu fragen, was für mich Heimat bedeutet. Was möchte ich nicht missen? Familie, Haus, Freunde, Verwandte, meine politische oder meine (frei-) kirchliche Gemeinde ...

Es ist gut, wenn ich meine Identität, meine Beheimatung in vielen dieser Faktoren habe. In zeitlichen und ewigen Dingen. Es wird dann nicht so einfach sein, mir meine Heimat zu nehmen, wenn ich in einen andern Wohnort im Kanton umziehen muss. Ich werde mit den guten Freunden in Kontakt bleiben, in der gleichen Sprache und Kultur leben, das gleiche Lieblingsessen geniessen können. Ich werde dann auch nicht so leicht politisch manipulierbar sein und überall schon den Feind orten, der mir meine Heimat nehmen will. Und wenn ich auch meine spirituelle Heimat, meine Identität als Teil des Reiches Gottes kenne und mich darin bewegen kann, wird mir diese Heimat ohnehin nicht so leicht zu nehmen sein. Dann werde ich auch Menschen, die unter uns Schutz oder eine bessere Existenz suchen, ganz anders begegnen können, nur schon weil viele unter ihnen Teil der gleichen ewigen Heimat sind, die ich selbst gefunden habe.

Es ist das Vorrecht der Christen, hier eine andere Dimension zu kennen, die sie unabhängiger von Zeitströmungen macht, die scheinbar so viele andere unter ihren Einfluss zu bringen vermögen. Sie werden unabhängiger von Medien sein, die selbst gerne auf einer trendigen Welle reiten und Dinge aufbauschen, die vielleicht gar kein Thema wären, wenn sie nicht auf offene Ohren stossen würden.

Und noch etwas: Es geschehen zurzeit in unserem Land Dinge, welche mir die Schweiz als Heimat lieber machen. Wenn Unrecht, das jahrzehntelang wissend geduldet wurde, durch den Druck des Auslands auffliegt und bereinigt werden muss, wie es die Finanzindustrie schmerzhaft erlebt, dann sehe ich darin auch den Impuls von oben. Es ist schöner, in einem Land zu wohnen, dass sich von ungerechten Zuständen lossagt.

Fritz Imhof, lic. theol.
Co-Chefredaktor Magazin INSIST

MINERGIE® FACHPARTNER

GEAK® - Experte
GEBÄUDEENERGIEAUSWEIS DER KANTONE

hässig sustech gmbh
Prima Klima

Jetzt sanieren und Mehrwert schaffen!

- mehr Behaglichkeit
- Minimale Heizkosten
- Klimaschutz
- staatliche Fördergelder

Partner für Wärme, Lüftung, Solarenergie
Beratung und Planung:
info@sustech oder 044 940 74 15

fotolia/ anna_murashova

Trends

Literatur

«Das Wort ist Heimat und muss gehütet werden.»

Dorothea Gebauer

auf Seite 8

Thema

Auch wenn ich Schweizerdeutsch lerne, kann ich doch meine Gene nicht ändern. Ich bleibe «Beninois».

Pater Ben

auf Seite 29

123rf/ sinuswelle

fotolia/ Marco2811

Impulse

Trendsetter

«Ich zahle gerne Steuern.»

Samuel Ninck

auf Seite 38

Vorschau: 4/14

Zeitgeist

Titelbild:
Die Schweizer Fussballmannschaft singt an der WM in Brasilia vor dem Spiel gegen Ecuador die Landeshymne.

FSC www.fsc.org
MIX
Papier aus verantwortungsvollen Quellen
FSC® C010901

06 **Meinungen**

06/42 Forum / Humor
39 Blog: Alte Tugenden feiern Auferstehung
40 Rezensionen

07 **Trends**

07 Politik: Die Sehnsucht nach Heimat / Die Pauschalbesteuerung abschaffen?
08 Literatur: «Ich will wohnen im Menschenwort»
09 Pädagogik: Falsche Gleichungen
10 Psychologie: Spiritualisierung der Psychotherapie
11 Musik: Versteckte Gesichter Gottes
12 Religionen: Rücken die Kirchen nach rechts?
13 Gesellschaft: Heimat – wo bist du geblieben?
35 Theater: Trouble in Paradise
36 Film: Das Ritual am Sonntagabend

15 **Thema: Heimat**

15 Paul Kleiner
Vom Garten Eden bis zum himmlischen Jerusalem
20 Fritz Imhof
Wieviel Heimat braucht der Mensch?
22 Hanspeter Schmutz
Die Schweiz und ihre Zuwanderungsinitiative
26 Thomas Noack
Platz für 11 Millionen?
28 Interview mit Pater Ben
«Heimat ist dort, wo Gott ist»
30 Marianne Marti
... und trotzdem beheimatet
31 Thomas Hanimann
Von Gletschern, Bewahrung und Segensströmen

33 **Impulse**

33 Bibel: Israel – Heimat der Juden!?
34 Transformation: Die politische Gemeinde als Übungsfeld der Erneuerung
42 Intern: Fortsetzung von Seite 6

37 **Menschen**

37 16 Fragen an Dieter Bösser
38 Trendsetter

Das Magazin INSIST erscheint vier Mal jährlich

Magazin INSIST

Impressum

Verlag: INSIST GmbH, Dr. phil. Felix Ruther, Rosenstr. 8, 8105 Regensdorf, Tel. 044 363 75 27; felix.ruther@insist.ch. **Redaktionsleitung:** Hanspeter Schmutz, SLA phil I, Schöneggweg 1, 3672 Oberdiessbach, Tel. 031 771 28 79; redaktion@insist.ch. / Fritz Imhof, lic. theol., Dachsweg 12, 4313 Möhlin, Tel. 061 851 51 96; fritz.imhof@insist.ch. **Redaktionsschluss:** Nr. 4/14: 15.08.2014. **Redaktionskommission:** Dorothea Gebauer, Dr. Thomas Hanimann, Fritz Imhof, Ruth Maria Michel, Hanspeter Schmutz. **Layout:** Ruth Imhof-Moser. **Druck/Versand:** Jakob AG, Grosshöchstetten. **Abonnemente:** Druckerei Jakob AG, 3506 Grosshöchstetten, Tel. 031 710 42 42 magazin@insist.ch. **Jahresabonnement:** Fr. 44.– plus Versandkosten (4 Ausgaben). **Sponsorenabonnement:** Fr. 100.–. **Kündigung:** 3 Monate im Voraus auf Ende Jahr. **Inserate:** Ruth Imhof-Moser, Dachsweg 12, 4313 Möhlin; inserate@insist.ch. **Insertionsschluss:** Nr. 4/14: 01.09.2014. **Mediaunterlage:** www.insist.ch. **Titelbild:** KEYSTONE

Keine Gegensätze

(Magazin INSIST 2/14 «Was heilt den Menschen wirklich?»)

Ich schätze Samuel Pfeifer als Autor psychiatrischer Bücher. Aber er ist nicht berufen, zu Schul- versus Alternativmedizin zu sprechen, da – wie aus dem Beitrag hervorgeht – er diese Betrachtung zwar als medizinisch ausgebildeter «Wissenschaftsjournalist» führt, sich in der eigenen Praxis aber nie vertieft damit auseinandergesetzt hat.

Viele Aussagen im Beitrag zeigen, dass Samuel Pfeifer die Methoden ungenügend kennt. Homöopathische Kügelchen beispielsweise nimmt man, wenn man diese richtig anwendet, nicht jeden Tag. Ich stimme zu, dass die Selbstheilungskräfte mit zur Schöpfung gehören; ohne diese wäre auch die auf der materialistischen Methode fussende moderne Schulmedizin nicht möglich: ein Antibiotikum macht keinen Heilungsprozess, es schwächt oder beseitigt einen bestimmten Erreger, den Rest vollzieht der Organismus aus eigener Kraft. Die traditionelle Schulmedizin verwendete zur Beschreibung dieser Tatsachen den Begriff der «natürlichen Heilkraft». Man hat vergeblich im naturwissenschaftlichen Experiment danach gesucht, so wie auch die Selbstheilungskräfte im Labor nicht nachweisbar sind. Man erfährt sie an ihren Auswirkungen.

Ich bin Tierarzt und wende die Homöopathie bei Tieren an. Tieren kann man nicht einfach Leichtgläubigkeit zuschreiben. Die Erfolge damit sind eine echte Bereicherung (zusätzliche Möglichkeiten, Resistenzproblematik bei Antibiotika), so dass die Nachfrage im Stall heute sehr gross ist. Mit sechs weiteren Tierärzten habe ich 2007 ein Handbuch für die Praxis im Stall verfasst, das bereits eine 5. Auflage erlebt hat. Wir arbeiten daran, die Anwendung seriös und nachhaltig zu verbessern. Die homöopathische Methode ist – da stimme ich mit Samuel Pfeifer überein – naturwissenschaftlich schwer fassbar, auch wenn es inzwischen viele Experimente gibt, die eine Wirkung von potenzierten Substanzen (z.B. bei Hefekulturen) beweisen. Ursprünglich wurden in der Homöopathie unverdünnte Substanzen verwendet. Die Nebenwirkungen waren aber oft zu unberechenbar, weshalb mit der damals in der Pharmazie verwendeten Verdünnungs-Methode versucht wurde, die Arzneien «milder» zu machen. Nach 25 Jahre dauernden Versuchen wurde ab 1820 methodisch erkennbar, dass die Arzneien nicht nur milder, sondern auch wirksamer wurden. Noch war um diese Zeit in den Wissenschaften der Begriff der Lebenskraft, der erst im

(Fortsetzung auf Seite 42)

Humor

(KMe) Der Lehrer in der Religionsstunde: «Ein Christ sollte jede Woche mindestens einen Menschen glücklich machen. Hast du das in dieser Woche schon getan, Michael?»

Michael im Brustton der Überzeugung: «Ja, Herr Meyer!»

«Gut, Michael, was hast du denn getan?»

Michael: «Ich habe meine Tante besucht, und sie war sehr glücklich, als ich wieder nach Hause ging[1].»

****

Meine 7 Jahre alte Tochter Jessica ist ein tiefgründiges Kind, besonders wenn es um theologische Fragen geht. Vor kurzem diskutierten wir anhand der Geschichte von Adam und Eva, warum manchmal schlechte Dinge passieren und wie die Sünde in die Welt gekommen ist.

Einige Tage später musste Jessica krank zuhause bleiben. Sie fühlte sich miserabel. Als ich ihr eine neue Tasse Tee brachte, sagte sie zu mir: «Wenn nur Adam und Eva nicht diese Frucht gegessen hätten! Ich wäre jetzt nicht krank!» Bevor ich darauf antworten konnte, fügte sie noch hinzu: «Allerdings, wenn sie die Frucht nicht gegessen hätten, dann wären wir jetzt nackt[2]!»

1 Quelle unbekannt
2 Ames, Sarah. «Kids of the Kingdom.» Today's Christian (January/February 2006), S. 6

Gerlafingen Dorf

Die Sehnsucht nach Heimat

Philipp Hadorn

Ich bin am Jahrgangstreffen im Dorf meiner Kindheit. Ein Dutzend der gut 40 Eingeladenen ist erschienen. Mit Sarah tausche ich länger aus. Ihr Leben sei lange vom Zügelfieber geprägt worden, im Zweijahrestakt. Nach wenigen Wochen habe sie sich aber am neuen Ort jeweils wieder zu Hause gefühlt. Die Alleinerziehende wirkt engagiert. Zwei der drei Kinder hätten die mütterliche Wohnung bereits verlassen. Die Arbeit im Verkauf des Lebensmitteldiscounters sei streng.

Seit 19 Jahren lebe ich nun in Gerlafingen. Das Industriedorf ist mir ans Herz gewachsen. Einige Geschicke durfte ich während 14 Jahren als Gemeinderat (Exekutive) mitprägen. Die Namensliste unserer knapp 5000 Bewohnerinnen und Bewohner zeigt die Vielfalt der Menschen, die hier ein Zuhause gefunden haben. Auch die Träger von fremdländischen Namen leben oft schon länger hier als ich. Das Stahlwerk hatte während seinen Blütezeiten über 3000 Beschäftigte, heute noch einen Fünftel davon. Anfangs der Schulzeit erlebten in ihrer Klasse auch meine Jungs die Sprachenvielfalt. Einzelne Nationalitäten haben eigene Clubs, viele Vereine sind durchmischt. In den Schulen wird der Respekt gegenüber den verschiedenen Denk- und Lebensweisen gelehrt. Mit Erfolg.

Gerlafingen ist mir zur liebgewordenen Heimat geworden. Wie viele andere Gerlafingerinnen und Gerlafinger schaue ich gerne zu den fernen Berner Alpen. Ich fühle dabei eine tiefe Sehnsucht nach meiner wirklichen Herkunft, nach der Heimat, wo Annahme in der Vollendung zu finden ist – bei Gott.

Philipp Hadorn ist Nationalrat SP, Zentralsekretär der Gewerkschaft des Verkehrspersonals SEV und lebt mit seiner Frau und den drei Jungs in Gerlafingen SO, wo er sich in der evangelisch-methodistischen Kirche engagiert.
mail@philipp-hadorn.ch, www.philipp-hadorn.ch

Unsere Kolumnisten schreiben aus unterschiedlicher politischer Perspektive und regen damit zur persönlichen Meinungsbildung an.

Die Pauschalbesteuerung abschaffen?

Erich von Siebenthal

Die so genannte Aufwandbesteuerung für reiche Ausländer hat sich bewährt. Es gibt sie auf kantonaler Ebene seit 1862 und auf Bundesebene seit 1934. Dabei werden Personen, die in der Schweiz nicht erwerbstätig sind, auf der Grundlage ihres (Lebens-)Aufwands besteuert statt aufgrund ihres Einkommens und Vermögens.

Das Zusammenleben in den Tourismus-Regionen hat sich über Jahrzehnte sehr gut eingespielt. Dabei sind die Einkünfte über diese Steuer für die Gemeinden von grosser Bedeutung. Dazu kommt, dass sich viele dieser Personen zusätzlich freiwillig an Bauvorhaben und sonstigen Investitionen in ihren Gemeinden beteiligen und so mithelfen, die nötige Infrastruktur zu erhalten.

Weil diese Personen sehr mobil sind und weitere Wohnsitze haben, ist die Gefahr sehr gross, dass sie unser Land bei einer Abschaffung der Pauschalbesteuerung verlassen würden. Als im Kanton Zürich 2009 die Pauschalbesteuerung abgeschafft wurde, verliessen innerhalb eines Jahres von 201 Pauschalbesteuerten 97 den Kanton. Ein Drittel zog ins Ausland um und zwei Drittel in andere Kantone. Mittlerweile bezahlen die im Kanton gebliebenen Personen über die normale Steuer weniger als die 201 Pauschalbesteuerten vorher.

In den Berggebieten wird schon die Zweitwohnungsinitiative einschneidende Auswirkungen haben. Wollen die Initianten uns nun noch die Einnahmen aus der Pauschalbesteuerung wegnehmen und folglich auch die Investitionen, die von diesen Personen getätigt werden?

Fakt ist, dass durch den Wegfall der Pauschalbesteuerung 20'000 bis 30'000 Arbeitsplätze verloren gehen würden. Die Pauschalbesteuerung generierte im Jahr 2012 für die Kantone 313 Millionen, für die Gemeinden 170 Mio. und den Bund 212 Mio. Franken an Einnahmen. Dazu kamen rund 1 Mia. Franken für die Immobilien- und Baubranche, 25 bis 35 Mio. für die AHV, rund 1,7 Mia. Umsatz in der Hotellerie, der Freizeitindustrie und im Handel, rund 300 Mio. Mehrwertsteuer und rund 470 Mio. Sponsorengelder für kulturelle, soziale oder wissenschaftliche Zwecke.

Erich von Siebenthal ist SVP-Nationalrat und Biobauer im Berner Oberland. Er lebt zusammen mit seiner Familie in Gstaad und engagiert sich dort in der Evangelisch-methodistischen Gemeinde.
erich@erichv7thal.ch

«Ich will wohnen im Menschenwort»

Dorothea Gebauer **Das Wort ist Heimat und muss gehütet werden, so die Erfahrung von zwei jüdischen Lyrikerinnen.**

Das war eine der grossen Erfahrungen in meinem Leben: Während eines mehrtägigen Aufenthalts in Jerusalem erfuhr ich, wie Holocaust-Überlebende das Gespräch mit mir suchten. Hartnäckig, immer wieder und sehr freundlich. Nicht, weil sie einfach kontaktfreudig waren (das ohnehin), sondern auch, «weil sie endlich wieder einmal die deutsche Sprache sprechen wollten». Sie kamen aus Berlin oder Nürnberg, aus Frankfurt oder Dresden.

Ein drittes Land

Wieso liebten sie die Sprache derer, die sie aus ihrer Heimat gejagt hatten? Die Sprache ihrer Mörder? Als junge Studentin konnte ich das Unfassbare nur so auflösen: Es musste für sie mehrere Deutschlands gegeben haben. Das vor der grossen Katastrophe und das danach. Mir, die ich aus dem Land ihrer Peiniger kam und ihnen, die daraus entflohen waren, wurde in vielen aufrichtig geführten Gesprächen die Liebe zur Sprache zur einzigen Möglichkeit, jenseits nationaler Katastrophen einander zu begegnen. Wir fanden uns in einem dritten Land wieder, dem der Sprache.

Rückkehr nach Deutschland ist Rückkehr ins Wort

Das waren Erlebnisse auf den Strassen Jerusalems, in Cafés, flüchtig und doch tief gehend, in vielerlei Tagebucheintragungen festgehalten. Geht man in die Geschichte der Literatur oder die der Lyrik, begegnet einem Ähnliches. Markante Beispiele von Menschen, die sich der Sprache verschrieben und in ihr Heimat fanden, sind etwa Rose Ausländer oder Hilde Domin. Beide sind jüdische Lyrikerinnen, die in radikaler Weise dem Wort den Charakter eines Zufluchtsorts zugewiesen haben. Ausländer lebte zwischen 1941 und 1944 im Ghetto ihrer Geburtsstadt Czernowitz (damals Österreich, heute Ukraine) und überlebte als Exilantin an verschiedensten Orten der Welt. «Ich bin / mit meinem Wort / verlobt» schreibt sie in einem Gedicht. «Bleib deinem Wort treu / Es wird dich nicht verlassen» in einem anderen. Über New York und weitere Stationen landete sie schliesslich in Düsseldorf, wo sie in einem jüdischen Altersheim die letzten zehn Jahre schreibend zubrachte. Schreiben war Leben, im Wort konnte man sich offenbar nach Vertreibung, Flucht und Diffamierung bergen. «Ich will wohnen im Menschenwort», so heisst es in einem ihrer Gedichte, und:

Wir verstehen uns aufs Wort /
wir lieben einander. /
Mein Vaterland ist tot /
sie haben es begraben im Feuer /
Ich lebe in meinem Mutterland /
Wort.

Ich glaube an die Wunder /
der Worte, /
die in der Welt wirken /
und die Welten erschaffen.

... ich taste die Länge und Breite /
der Wörter /
suche erfinde /
das atmende /
Wort.

Heimathungrig /
unsern täglichen Tod /
begraben wir im Wort /
Auferstehung.

Ein Lied erfinden /
heisst geboren werden /
und tapfer singen /
von Geburt zu Geburt.

Als eine «Rückkehr ins Wort» beschreibt Hilde Domin[1] nach vielen Jahren Exil ihre Rückkehr nach Deutschland. «Ich richtete mir ein Zimmer ein in der Luft / Unter den Akrobaten und Vögeln / von wo ich unvertreibbar bin», sagt sie zunächst in einem ihrer Gedichte. «Das Wort aber war das deutsche Wort. Deswegen fuhr ich wieder über das Meer, dahin, wo das Wort lebt.» In ganz unreligiöser Weise war das Wort Gnade für sie Geschenk des Lebens.

Heimat ist mehr als ein Fleck umgrenzter Erde

Anderen jedoch hat die Vertreibung aus ihrem Land das Genick gebrochen. Stefan Zweig[2], einer der prominentesten Prosaisten des 20. Jahrhunderts, ist nur einer von 2000 schreibenden, von Nazi-Deutschland Vertriebenen. Ihm gelang es nicht, in der Sprache eines fremden Landes ansässig zu werden. In den «Erinnerungen eines Europäers» schreibt er: «Am Tage, da ich meinen Pass verlor, entdeckte ich mit achtundfünfzig Jahren, dass man mit seiner Heimat mehr verliert als einen Fleck umgrenzter Erde.» Der Bildungsaristokrat überlebte das Exil nicht. Er beging am 23.3.1942 bei Rio de Janeiro Suizid.

Sprache gibt Heimat. Die Grenzen sprengende Muttersprache im umgrenzten Vaterland mit nationalen Eigenarten bindet und birgt, nährt und benennt. Es lohnt sich, auf Hilde Domin zu hören, die Weltbürgerin, die so achtsam am Haus der Sprache arbeitete. Als Lyrikerin erfährt sie sich als «Mutter» und spricht von Schöpfungs- und Geburtsprozessen. Sie sagt: «Die Kinder frieren. Sie rufen danach, gehütet und gewärmt zu werden.»

Dorothea Gebauer ist freie Kulturjournalistin.
dorothea.gebauer@insist.ch

Quellen: Die Welt von gestern: Erinnerungen eines Europäers. Frankfurt/M., Fischer, 1978. S. 37
Hilde Domin, Gesammelte Gedichte, S. Fischer Verlag
Rose Ausländer, Gedichte, «Blinder Sommer»

1 27.7.1909 bis 22.2.2006
2 18.11.1881 in Wien geboren

123rf/ Cathy Yeulet

Falsche Gleichungen

Andreas Schmid **Das momentan vorherrschende bildungspolitische Thema geht in die nächste Runde: Die Deutschschweizer Erziehungsdirektoren-Konferenz hat die Vernehmlassung des Lehrplans 21 ausgewertet und daraus zentrale Überarbeitungsaufträge abgeleitet. Dabei soll auch der «Ideologieverdacht bei Haltungen und Einstellungen» unter die Lupe genommen werden. Der Titel dieses Unterkapitels weckt Aufmerksamkeit.**

Die von christlich-kirchlicher Seite kritisch angemerkten Punkte zu religiösen Fragestellungen werden ebenfalls diskutiert. Am rein religionskundlichen, distanzierenden Ansatz wird grundsätzlich festgehalten, damit «Schülerinnen und Schüler mit unterschiedlichem kulturellen, religiösen und weltanschaulichen Hintergrund am Unterricht teilnehmen können».

Das liegt auf der Linie dessen, was unter dem eingangs erwähnten Kapitel formuliert wird: «Die Vermittlung von spezifischen Haltungen und Einstellungen ist nicht Gegenstand des Lehrplans 21.» Aus diesem Grund lautet der Überarbeitungsauftrag dahingehend, dass entsprechende werthaltige Kompetenzbereiche (nicht nur bezüglich Religion) nochmals auf Haltungen und Einstellungen hin überprüft und, wo nötig, angepasst werden[1].

Absenz statt Ausgewogenheit?

Der Ausgangspunkt für eine solche Vorgabe ist definiert: Die Schule hat in einer säkularen und pluralen Gesellschaft wertneutral zu sein. Folgt man dieser Prämisse, sind die nebenstehenden Schlüsse zwar nachvollziehbar. Neutralität jedoch wird zunehmend mit der Forderung nach der Absenz von Werten gleichgesetzt – statt mit der Ausgewogenheit bei deren Einbezug verbunden. Wer dennoch Werte formuliert und einbringt, gerät deshalb sehr schnell unter Ideologieverdacht. Lässt die vorherrschende Bildungsdiskussion diese falschen Gleichungen unreflektiert und unwidersprochen zu, resultiert daraus ein Rückzug auf «ungefährliche», «wertelose» Mindestpositionen, verbunden mit einer Verengung von pädagogischen Fragestellungen.

Dass es die Auseinandersetzung mit unterschiedlichen Wertvorstellungen in der Schule braucht, bleibt zwar unbestritten. Unter den skizzierten Tendenzen und angesichts von divergierenden Ansprüchen werden die Lehrkräfte bei der Umsetzung aber in eine ziemlich schwierige Position gebracht: Wie soll unter Beachtung eines einschränkenden Neutralitätsbegriffs, allein «basierend auf Fakten über Haltungen und Einstellungen nachgedacht und diskutiert, Pro und Kontra sorgfältig abgewogen und kritisch hinterfragt werden»?!

Wir brauchen eine «Réflexion engagée»

Will man es den Kindern und Jugendlichen ermöglichen, nicht nur ihren Wissens-, sondern auch den Verstehenshorizont zu erweitern, muss es Lehrerinnen und Lehrern möglich sein, auch ihre persönlichen Einstellungen zum Vorschein zu bringen. Erst dies führt zu einem echten Dialog im Klassenzimmer und fördert einen mündigen Umgang mit der eigenen Identität[2]. Dass dies differenziert und unter Berücksichtigung nicht zu überschreitender Grenzen zu erfolgen hat, versteht sich unter einem Professionalitätsanspruch von selbst und muss nicht durch eine zwanghafte Objektivität abgesichert werden.

Wilhelm Flitner, einer der «grossen Alten» der geisteswissenschaftlichen Pädagogik, hat sein pädagogisches Verständnis unter dem Begriff «réflexion engagée» wie folgt zusammengefasst: «Ein verantwortliches Denken, das eine geistige Entscheidung bei sich hat, klärt sich auf, versteht sich aus seinen Voraussetzungen und prüft sich in diesem seinem Wollen und seinem Glauben. Es ist aber keineswegs voraussetzungslos, und objektiv nur im Sinne der Sachtreue und inneren Wahrhaftigkeit – aber nicht im Sinne eines standpunktlosen, uninteressierten Betrachters, der ein Objekt rein vor sich hat, als wolle er nichts von ihm. Die Erziehungswissenschaft ist ein Denken vom Standort verantwortlicher Erzieher aus[3].»

Angesichts der eingeengten Begrifflichkeiten und falschen Gleichsetzungen braucht es Lehrkräfte und Bildungsverantwortliche, die ein solch engagiertes Selbstverständnis aufzeigen und einfordern können. Ein aufgeklärter und ausgewogener Einbezug von Haltungen und Einstellungen ist kein Widerspruch zur Neutralität, sondern deren Voraussetzung.

Andreas Schmid ist Dozent Berufsbildung im Sek I-Studiengang an der PH Luzern. Er hat nach einer Tätigkeit als Oberstufenlehrer Erziehungswissenschaften studiert und leitete zehn Jahre den Bildungs- und Ferienort Campo Rasa. aj.schmid@bluewin.ch

1 vgl. dazu: www.lehrplan.ch/sites/default/files/zusammenfassung_ueberarbeitungsauftraege.pdf
2 Siehe dazu den Theologen und Politikwissenschaftler Thomas Schlag mit seinem Beitrag «Religionsunterricht ist anspruchsvoll» (S. 4-6). www.schulblatt.tg.ch/documents/Web_schulblatt_6.pdf
3 W. Flitner: «Das Selbstverständnis der Erziehungswissenschaft in der Gegenwart», 1957, S. 18

Spiritualisierung der Psychotherapie

Dieter Bösser **Im angelsächsischen Raum ist es bereits seit Jahren üblich, dass im wissenschaftlichen Kontext die Bedeutung der Spiritualität in der Psychotherapie diskutiert wird. Spiritualität ist heutzutage ein sehr positiv besetzter Begriff. Zugleich ist er mehrdeutig und kann unterschiedlich gefüllt werden.**

So kann Spiritualität auch im psychotherapeutischen Kontext durch die unterschiedlichsten Glaubensinhalte geprägt sein. Es können verschiedene Religionen gemeint sein, aber auch esoterische Varianten des Glaubens. Christliche Spiritualität ist im Unterschied zu esoterisch geprägten Formen im Kern personal zu verstehen. Hier geht es nicht um das Aufnehmen unpersönlicher Energien, sondern um den Aufbau und das Pflegen einer Beziehung zu einem Gott, der sich als Person offenbart hat.

Grenzen der Messbarkeit

Gemäss geltenden Standards müssen psychotherapeutische Verfahren nachvollziehbar beschrieben werden, wenn sie wissenschaftliche Anerkennung erlangen wollen. Ihre Wirkung bei Klienten wird systematisch untersucht. Dahinter steht oft ein Weltbild, in dem kein Raum ist für Phänomene, die mit technischen oder psychometrischen Messinstrumenten nicht erfassbar sind und rational nur teilweise nachvollzogen werden können.

Anfangs 2014 ist das Buch «Psychotherapie und Spiritualität. Mit existenziellen Konflikten und Transzendenzfragen professionell umgehen» von Michael Utsch, Raphael M. Bonelli und Samuel Pfeifer erschienen. Ein Hauptdilemma besteht nach Ansicht der Autoren darin, dass zentrale Fragen des Menschseins nicht mit herkömmlichen psychologischen bzw. wissenschaftlichen Methoden beantwortet werden können. Dazu gehören vor allem die Fragen nach Sinn, Schuld und Tod. Andererseits muss jeder Mensch eine Weise des Umgangs mit diesen Themen finden. Damit stellt sich die Frage nach anderen Zugängen zu diesen unausweichlichen Themen menschlicher Existenz.

Utsch, Michael; Bonelli, Raphael M.; Pfeifer, Samuel. «Psychotherapie und Spiritualität. Mit existenziellen Konflikten und Transzendenzfragen professionell umgehen.» Berlin, Springer-Verlag, 2014. ISBN 978-3-642-02522-8

Spiritualität

Im Buch von Utsch, Bonelli und Pfeifer werden Möglichkeiten der Verbindung von Psychotherapie und Spiritualität ausführlich diskutiert. Dabei entsteht ein sehr vielfältiges Bild, das verschiedene Auswirkungen von Spiritualität auf psychotherapeutische Massnahmen aufzeigt. Spiritualität wird in diesem Kontext vor allem auf den Menschen bezogen und beschrieben, sowohl im Blick auf den Therapeuten als auch auf den Klienten bzw. Patienten. Im Vordergrund stehen Glaubensüberzeugungen, spirituelle Erwartungen und Handlungen. Nur sehr vereinzelt wurde der Effekt von Gebet auf den Heilungsverlauf im medizinischen Kontext untersucht, bei dem die Patienten nicht wussten, dass für sie gebetet worden war. Gemäss S. Pfeifer sind die Befunde insgesamt nicht eindeutig[1].

Gott wirkt anders

Sowohl im jüdischen als auch im christlichen Glauben kommuniziert Gott mit dem Menschen und beabsichtigt eine von Liebe – im Sinne von Agape – geprägte Beziehung zu ihm. Das wird beispielsweise in der Götzenpolemik bei Jesaja[2] deutlich, der darüber spottet, dass Götzen tot und zu keiner Reaktion fähig sind. Zahlreiche Verheissungen für das Gebet im Neuen Testament handeln davon, dass Gott auf Gebete reagiert[3]. Die Beziehung des Schöpfers zu seinen Geschöpfen kann nur bedingt mit dem zwischenmenschlichen Beziehungsgeschehen verglichen werden. Das erschwert ein empirisches Erfassen dieser Beziehung und ihrer Auswirkungen, beispielsweise im Kontext einer psychotherapeutischen Behandlung. Aus der Tatsache, dass göttliche Reaktionen auf menschliche Glaubenshandlungen nur schwer fassbar sind, kann aber nicht abgeleitet werden, dass sie nicht existieren. Dieser Schluss ist logisch nicht zulässig.

Den Autoren Utsch, Bonelli und Pfeifer ist es zu verdanken, dass sie für den deutschsprachigen Raum wichtige und vielfach erforschte Zusammenhänge von Spiritualität und Psychotherapie dokumentiert haben. Sie haben damit eine solide Grundlage gelegt, die zeigt, wie Spiritualität mit Rücksicht auf die beteiligten Personen und die jeweils relevante Kultur als Ressource in Heilungsprozessen genutzt werden kann.

1 S. 196
2 Jes 44,6ff.
3 z.B. Mt 7,7

Dieter Bösser, MTh und MSc UZH, ist als Theologe und Psychologe unterwegs in unterschiedlichen Fachgebieten mit dem Ziel, wissenschaftliche Konzeptionen und das Leben in die Nachfolge Christi zu integrieren. Er ist zudem Leiter der VBG-Arbeit unter Berufstätigen.
dieter.boesser@vbg.net

Versteckte Gesichter Gottes

ZAZ Konzert

Jean-Daniel von Lerber **Am Dienstag kam das Mail meiner Frau: «Habe zwei Tickets für ZAZ Konzert heute Abend in der Maaghalle gewonnen! Kommst Du mit?» Natürlich nahm ich gerne an. Der Abend war die erste Überraschung einer überaus farbenfrohen Kulturwoche.**

ZAZ – eines der erfolgreichsten jungen Talente Frankreichs – hat die mit 3000 Besuchern ausverkaufte Maaghalle begeistert. Ihre Lebensfreude, die tolle Stimme, ihre hochkarätigen Begleitmusiker verzauberten das Publikum mit den zum Teil jazzigen Chansons. Nach zwei, drei Liedern dann eine unerwartete Zwischenansage: «Erlaubt mir hier ein persönliches Statement, das mir sehr wichtig ist. Ich habe gelernt, dass man erst dann, wenn man anderen vergeben hat, auch sich selber vergeben und so Freiheit erleben kann.» Später dann, nur begleitet von einer Gitarre der Titel «Si». Dabei geht es um den Traum von einer besseren Welt, den wir mit unseren beiden Händen, unserer Stimme, den Tränen und dem Herzen ein klein wenig in die jetzige Welt hineintragen können.

Am Mittwoch begleitete ich Dimitri als sein Agent ins Schauspielhaus Zürich zu seinem Benefizauftritt, und am Donnerstag schloss mein Verwandter Joel von Lerber sein Musikstudium als Harfenist an der Hochschule der Künste mit einem Masters-Rezital ab, das von der Jury die Bestnote erhielt!

Jean-Daniel von Lerber ist seit 30 Jahren Kulturagent; er leitet PROFILE Productions in Richterswil ZH. jean@profile-productions.ch

Ausserordentliche Begegnung

Am Freitag dann die zweite Überraschung. Am Abend warteten zwei Freikarten an der Kasse des Volkshauses Zürich auf meine Frau und mich: «Hermann van Veen – Wunschkonzert!» Zwar kannte ich den Namen, doch erst heute kam es zur ersten «LIVE-Begegnung» mit diesem ausserordentlichen Künstler aus Holland.

Wir waren begeistert. Die Poesie, die Nuancen der Arrangements. Van Veen spielte selber Violine, manchmal Klavier und wurde begleitet von klassischer Gitarre, einer 2. Violine, einem Bläser, der diverse Saxophone und Klarinetten abdeckte, einem Perkussionisten und seinem langjährigen Pianisten, Erik van der Wulff. Sein souveränes Auftreten war, vereint mit seinen menschlichen und nachdenklichen Texten, eine Entdeckung für uns! In seinem Buch und der gleichnamigen CD «Lieber Himmel» setzt sich van Veen mit Themen aus der Bibel auseinander. Sein Gott sei, sagt er, nicht erklärbar. Er glaube mehr den Dingen, die er nicht verstehe, als jenen, die sich erklären liessen. Der bald 70-Jährige ist ein Künstler, der die Menschen liebt, der über den Tod, die Alltäglichkeiten und kindlichen Themen gleichermassen singt und der unmissverständlich festhält, dass die Liebe das Grösste sei. An einer Stelle sagt er gar: «Der ist doof, der das nicht glauben kann.»

Erlebte Barmherzigkeit

Sonntagmorgen – Gottesdienst. Thema «Barmherzigkeitsdienste». Gott sucht Hände, Beine, Menschen, die ihrem Glauben ein Gesicht geben. Wir hören immer wieder Berichte, wie Menschen durch erlebte Barmherzigkeit berührt wurden und so zu Christus fanden. Konkret heisst das im Fall dieser Gemeinde, dass sie eine Veranstaltungsreihe durchführt mit dem Ziel, sich zurüsten zu lassen und praktische Projekte ins Leben zu rufen, um der Stadt zu dienen. Zum Beispiel eine Essensausgabe, Betreuung, Nachbarschaftshilfe etc.

Damit setzt sie um, was schon die Lausanner Erklärung vor 40 Jahren festhielt: «Das Heil, das wir für uns beanspruchen, soll uns in unserer gesamten persönlichen und sozialen Verantwortung verändern. Glaube ohne Werke ist tot.»

Mir scheint, als habe Gott im Laufe dieser Woche viele seiner Gesichter und Farben aufleuchten lassen. Manchmal mit einem Augenzwinkern, manchmal ganz fein, dann wieder eindringlich. Menschen wurden dadurch erfreut, berührt und inspiriert. Das geschieht gerade durch Künstler immer wieder – ich denke, mehr als wir vermuten. Auch durch solche, die man keiner christlichen Kirche zuordnen kann.

Da «draussen» machen sich viele Menschen Gedanken – mehr als wir glauben. Wenn wir Glauben im Lichte des «richtigen» Lebens zur Sprache bringen, stossen wir meist auf Gehör. Besonders wenn wir so sprechen, singen und schreiben, dass es für die Menschen eine Bedeutung hat.

Rücken die Kirchen nach rechts?

Georg Schmid **Unlängst hörte ich in Frankreich auf «Europe 1» eine Radiosendung zur Frage, ob die katholische Kirche Frankreichs rechtslastiger werde. Die Frage stellt sich auch in den reformierten Kirchen. Zeigt sich hier eine Sehnsucht nach alten Gewissheiten?**

123rf/ Jannelle Althoff

Die Diskussionsteilnehmer auf der «linken» Seite meinten, Arbeiterpriester gebe es fast nicht mehr, politisch links beheimatete Katholiken seien immer seltener, die jungen Priester seien augenfällig konservativer als ihre älteren Amtsbrüder und Katholiken wählten in letzter Zeit immer häufiger Kandidaten des Front National. Ein Vertreter der konservativen Theologie suchte im Gespräch diese relativ klare Situationsanalyse immer wieder zu durchkreuzen, indem er Debatten über untaugliche Begriffe im Mund seiner Kontrahenten in Gang setzen wollte. Er warf dabei ständig «Nebelgranaten», um eine Lagebeurteilung zu erschweren oder zu verunmöglichen[1]. Bei mir blieb trotz dieser Störmanöver der Eindruck hängen: Die katholische Kirche Frankreichs rückt nach rechts.

«Die Zeit arbeitet für uns»

Ein katholischer Freund, dem ich diesen Eindruck vorlegte, sah ähnliche Entwicklungen in der katholischen Kirche der Schweiz. Die vom Zweiten Vatikanischen Konzil[2] geprägte Generation sieht er altershalber abtreten. Gemäss seiner Beobachtung wirken die jetzt nachrückenden Priester, die Generation von Johannes Paul II., in der Regel «konservativ, liturgieverliebt und klerikalistisch». Liberale und reformorientierte Katholiken würden zumeist nicht mehr Priester, «zumal ja noch die Frau des Lebens über den Weg laufen könnte». Ein dem konservativen Opus Dei nahestehender Priester meinte einmal im Gespräch mit meinem Freund cool und selbstbewusst: «Die Zeit arbeitet für uns.»

Analoge Beobachtungen lassen sich aus dem protestantischen Raum beibringen. Vermehrt lösen sanft oder prägnant evangelikal inspirierte Pfarrerinnen und Pfarrer die älteren liberalen oder die vor allem politisch links engagierten Kollegen ab. Landeskirchliche Gemeinden geben sich nicht selten ein freikirchliches Outfit und kommen damit gut an. Die Verbindung konservativer Theologie mit einem modernen, lockeren Gottesdienststil findet auch in Zeiten weitverbreiteter Gottesdienstmüdigkeit ihr Publikum. Kritisches Nachdenken über den eigenen Glauben ist in protestantischen Gottesdiensten immer weniger gefragt.

Der Wunsch nach einer geistlichen Heimat

Im Ostergottesdienst unserer Gemeinde hier in Frankreich hörte ich dieses Jahr noch einmal eine umfassende, so genannt historisch-kritische Abhandlung zum Thema «Was ist heute in kritischer Betrachtung von den Ostererzählungen zu halten?». Vielleicht war dieser an sich gute Vortrag im Gottesdienstrahmen unserer Gemeinde einer der letzten seiner Art. Was nützen unseren Gemeindegliedern Ausführungen, die sich vor allem in exegetischen Debatten tummeln? Verunsicherte Menschen brauchen eine Botschaft, die in der ewigen göttlichen Wahrheit wurzelt und die dem modernen Menschen mitten in seiner sich immer rascher wandelnden Welt eine geistige Heimat schenkt, einen Ort, der vom Wandel der Zeiten unberührt bleibt.

Natürlich bedaure ich es, wenn die bunte Vielfalt theologischer Orientierungen in den evangelischen Kirchen ein wenig verblasst. Das Miteinander der verschiedenen Richtungen war auch eine Stärke. Aber das Bedürfnis nach ewigen Werten und unwandelbarer göttlicher Wahrheit ist heute mehr als nur begreiflich. Je rascher sich die eigene Umgebung und die Lebensformen wandeln, in die wir hineingeworfen werden, desto wichtiger wird die ewige Heimat in Gott.

Es bringt wenig, wenn wir fundamentalistische Neigungen in der Religiosität der Gegenwart und in den eigenen Kirchen beklagen. Aber es bringt viel, wenn wir uns fragen: Wie schenken wir einem zutiefst verunsicherten heimatlosen Menschen auch als kritisch reflektierende Christen Heimat in Gott?

Prof. Georg Schmid ist Pfarrer und Religionswissenschafter. georg.schmid@swissonline.ch

1 Ich kenne diese Nebelgranatenwerfer aus vielen anderen religiösen Debatten. Sie bemühen sich in jeder Weise darum, dass die Frage, die auf dem Tisch liegt, nicht beantwortet wird.
2 Das Zweite Vatikanische Konzil fand vom 11. Oktober 1962 bis zum 8. Dezember 1965 statt. Es war von Papst Johannes XXIII. mit dem Auftrag zu pastoraler und ökumenischer Erneuerung der Kirche einberufen worden.

Heimat – wo bist du geblieben?

Alex Nussbaumer **Ich bin zunehmend verwirrt. Was ist von der Schweiz übrig geblieben, in die ich vor vierundsechzig Jahren geboren wurde? Damals war die Welt in zwei klare Blöcke mit guten und bösen Mächten geteilt. Bei Militärübungen kam der Feind immer aus dem Osten und wurde auf Plänen mit roter Farbe eingezeichnet. Heute sehen wir uns diffusen Terrorängsten und einem zunehmenden Migrationsdruck ausgesetzt.**

Die «Guten» haben schreckliche Kriege vom Zaum gerissen und treten oft ausbeuterisch auf. Die Swissair und das Bankgeheimnis gibt es nicht mehr. Was sich unsere Grossbanken mit den nachrichtenlosen Vermögen und mit der Beihilfe zur Steuerflucht geleistet haben, übersteigt jedes für uns Normalverbraucher vorstellbare Mass. Der Druck, den die rasch zunehmende Bevölkerung auf den öffentlichen Raum ausübt, wird immer deutlicher spürbar. Ich habe zwar gegen die Masseneinwanderungsinitiative gestimmt, aber ich verstehe Befürworter – weil es wohl neben mir noch viele andere Verwirrte gibt. Heimat – wo bist du geblieben?

Was ist überhaupt Heimat?

Warum empfinde ich die Stadt und den Kanton Zürich als meine Heimat? Hier kenne ich mich aus und kann mich im Normalfall ohne Karte bewegen. Hier wohnen viele meiner Freunde. Über so manche Strassen, Häuser und Menschen kenne ich Geschichten. Und der Herkunftsort meiner Frau ist zu meiner zweiten Heimat geworden.
Nach jeder Auslandreise erzeugt der Anblick der Schwanzflosse einer Swiss-Maschine erste Heimatgefühle. Und dann folgt – nach dem Fassen des Gepäcks vom Rollband – die Benutzung des öffentlichen Verkehrs: mit einem dichten Fahrplan, fast immer pünktlichen Zügen und mit einem vertrauten Billettautomaten. Ich bin wieder in meiner Heimat!

Alex Nussbaumer ist Pfarrer der Reformierten Landeskirche
alex.nussbaumer@livenet.ch

Der Gartenzaun hilft nicht weiter

Was stimmt jetzt? Die oben ausgedrückte Verwirrtheit oder die im nächsten Abschnitt geschilderte Vertrautheit? Beides ist wahr!
Was aber hilft gegen die genannte Verwirrung? Heimatschutz durch Drosselung der Einwanderung? Verbissenes Verteidigen unserer Privilegien gegen angebliche Profiteure von aussen? Ich bezweifle die Rezepte der Rechtspopulisten. Selbstverständlich können wir als kleines Land nicht die Probleme von Ländern lösen, die durch die Machenschaften einer korrupten Oberschicht auf keinen grünen Zweig kommen. Egoistisches Gartenzaundenken aber hilft niemandem. Ich bemühe mich, die grösseren Zusammenhänge zu sehen und zu verstehen. Wir sind Teil einer globalisierten Welt. Wir profitieren von teilweise ungerechten Weltwirtschaftsstrukturen. Da haben wir kein Recht, uns grundsätzlich gegen die Benachteiligten dieser Welt zu verschliessen.

Ängste ernst nehmen

Als im 19. Jahrhundert aus dem Staatenbund der einzelnen Kantone der Schweizer Bundesstaat entstand, waren in kleinerem Massstab wohl ähnliche Ängste vorhanden, wie wir sie heute gegenüber supranationalen Vereinigungen wie der Europäischen Union kennen. Um z.B. den Appenzellern die Angst vor einem Diktat der grossen Städte zu nehmen, wurden sie als Minderheit geschützt: Bis heute hat bei einer eidgenössischen Verfassungsabstimmung wegen des verlangten Ständemehrs die Stimme eines Bewohners eines dieser beiden Halbkantone das rund dreissigfache Gewicht meiner Stimme als Zürcher.

Im Spannungsfeld leben

Ich erwähnte vorhin die grösseren Zusammenhänge. Es gibt neben der horizontalen Horizonterweiterung auch den Einbezug der vertikalen Dimension. «Unsere Heimat ist im Himmel» schrieb Paulus den Philippern.

123rf/ Iryna Volina

Das macht uns ein Stück weit unabhängig von Angstgefühlen, wenn der Verlust der diesseitigen Heimat zur Debatte steht. Auf der anderen Seite lassen sich aus dem Glauben an eine ewige Heimat keine Rezepte für politische Entscheidungen ableiten. Diese werden ein stetes Ringen zwischen unvereinbaren Gegensätzen bleiben. Wie gut soll der Sozialstaat ausgebaut sein? Zu viel Luxus zieht unberechtigte Nutzniesser an, zu viel Restriktion lässt Bedürftige durch die Maschen fallen.
Wenn es um die Bewahrung der Heimat geht, liegt ein vergleichbares Spannungsfeld vor: Weder grenzenlose Offenheit noch gänzliche Abschottung ist die Lösung. Dazwischen gibt es viele vertretbare Positionen.

Der fruchtig-milde Hallauer

aus dem **Schaffhauser Blauburgunderland.**

weinkellerei-rahm.ch

Unterwegs auf dem Jakobsweg 2014
Von Rolle bis Genève

So 5. Okt. (Nachtessen) bis Do 9. Okt. 2014 (gegen Abend)

Leitung: Hanspeter Schmutz

4 – 5 Std. pro Tag leichte bis mittlere Wanderungen; der Gepäcktransport wird organisiert.

Anmeldung: So schnell wie möglich, spätestens bis 5. September 2014

Alle weiteren Infos und Anmeldeformular: www.insist.ch> (unter: Seminare)

fotolia/Jürgen Fälchle

160 Jahre Bibelheim

Die ersten Besucher kamen vor 160 Jahren in das heutige Bibelheim – ein guter Grund zum Feiern! Herzlich willkommen.

Besuchen Sie uns...
am 5. Juli, ab 9:30 bis 17:30 Uhr
am 6. Juli ab 10:00 bis 14:00 Uhr

Mehr Informationen und Angebote finden Sie unter www.bibelheim.ch

Bibelheim Männedorf

Hofenstrasse 41, 8708 Männedorf
Telefon 044 921 63 11, info@bibelheim.ch

Die **Armut bekämpfen** bedeutet auch die **Umwelt schützen**

StopArmut-Umweltkonferenz

StopArmut 2015
www.stoparmut2015.ch

Samstag, 18. Oktober 2014 in Biel

Referate · Workshops · Erlebnisausstellung · Verleihung des StopArmut-Preises

Anmeldung und Infos:
stoparmut.ch/konferenz

THEOLOGIE DER HEIMAT

Vom Garten Eden bis zum himmlischen Jerusalem

Paul Kleiner **Die Geschichte der Menschen in der Bibel beginnt in einem Garten[1]: Der Mensch ist dabei kein Hors-sol-Gewächs, keine Seele, die von einem vertikalen Lebenstropfen ernährt wird. Gott setzt den Menschen in eine konkrete Umgebung: in einen nährenden Lebensraum, der gepflegt und gestaltet werden darf und soll. Das ist sein erstes Zuhause. Der heimatliche Bogen spannt sich aber weiter und erscheint immer wieder in andern Farben bis zur letzten Heimat – zum himmlischen Jerusalem.**

fotollia/weseetheworld

Gott schafft den Menschen in einer paradiesischen Umgebung. Und er schafft ihn im Plural: Er gibt dem Menschen die mitmenschliche Gemeinschaft. Abends besucht Gott die von ihm geschaffenen Menschen im Garten, den er ihnen bereitet hat: Gott verankert die Heimat der Menschen in seiner Gegenwart.

Drei Dimensionen der Heimat vom Anfang bis zum Ende

Diese drei Dimensionen menschlicher Heimat leuchten schon ganz zu Beginn der Bibel[2] auf: Der Mensch ist Ebenbild Gottes. Er lebt im Gegenüber zu Gott, als Mann und Frau, an einem konkreten Ort mit einer bestimmten Aufgabe.

Die Geschichte der Menschen in der Bibel vollendet sich in einer Stadt[5]. Zu ihr gehören materiell-kulturelle und ökonomische Aspekte von Identität und Geborgenheit wie Mauern, Reichtümer und Bäume mit Früchten. Die Stadt ist der Sozialraum, in dem eine Vielfalt von Menschen in Sicherheit zuhause sind. Der dreieine Gott selber ist das energiespendende und leuchtende Zentrum der Stadt.

Der grosse Bogen der Bibel zeigt den Menschen an einem bestimmten Ort zu Hause, mit andern Menschen, in der Gegenwart Gottes.

Das Land als Heimat im Alten Testament

Im Alten Testament (AT) ist Heimat untrennbar verknüpft mit dem Land. Das Gelobte Land Palästina ist nicht nur ein materieller Ort, sondern schliesst auch die anderen beiden Dimensionen von Heimat ein: Es ist das Land eines Volkes, wo die zwölf Stämme Israels miteinander leben. Zuerst und zuletzt ist es das Land, das Gott gibt, wo Gottes Haus steht und Gottes Name wohnt.

Der Aufbruch zum Land

Von Abraham über die Erzväter, die Sklavenzeit in Ägypten und dem Auszug daraus bis zur Wüstenwanderung ist das Land ein Gegenstand der Verheissung. Gott fordert Abraham auf, seine Heimat – sein Land und seine Grossfamilie – zu verlassen und zu einer neuen Heimat, die Gott ihm geben wird, aufzubrechen[4]. Wo Abraham unterwegs auch immer hinkommt, baut er Gott einen Altar – ein Stück und ein Aspekt von Heimat für diesen Nomaden. Gleichzeitig leidet er unter der Heimatlosigkeit des Herumziehens: Er hat nicht einmal einen Ort, um seine Ehefrau Sara zu begraben und muss deshalb eine Grabstätte kaufen[5]. Die Schwierigkeiten des mitmenschlichen Zuhauses zeigen sich immer wieder bei der Partnerwahl: Geeignete Ehefrauen sind weit weg[6], ungeeignete Partnerinnen vergiften das Heim und verursachen Herzeleid[7].

Pfr. Dr. theol. Paul Kleiner ist Rektor des theologisch-diakonischen Seminars Aarau (TDS).

Third Culture Kid

Pfr. Dr. theol. Paul Kleiner ist Rektor des Theologisch-Diakonischen Seminars (TDS) in Aarau und dort Dozent für Ethik, Missionstheologie und Neues Testament.

Er schreibt zur Entstehung seines Beitrages:

«Ich habe wesentliche Teile dieses Beitrages in einem Hotelzimmer in Brasilien sowie am Flughafen von Lissabon entworfen und dann im Zug zwischen St. Gallen und Genf geschrieben. Kommt das gut: Über Heimat in der Fremde und unterwegs zu schreiben? Oder ist das sogar der beste Ort dafür? Wo bin ich überhaupt zuhause? Ich könnte natürlich meine Wohnadresse angeben, die seit zwölf Jahren unverändert ist. Vielleicht müsste ich aber hinzufügen, dass ich ein ‹Third Culture Kid[8]› bin: Ich habe wesentliche Jahre meiner Kindheit in Afrika verbracht – und dazu noch ein Jahrzehnt als Erwachsener. Diese Biographie und meine gegenwärtige Lage prägen mich – auch meine Bibellektüre und mein Nachdenken über ‹Heimat› in der Bibel.»

Für Abraham ist es ein Befehl Gottes, aus der gewohnten, menschlichen Heimat hinein in ein Nomadenleben aufzubrechen, in ein Leben mit dem Land als zukünftiger Verheissung, mit der Heimat als Hoffnung.

Für das Volk Israel ist der Auszug aus Ägypten die Befreiung aus dem Sklavenhaus, wo sie trotz allem zuhause waren und wonach sie sich in schwachen Momenten der Wüstenwanderung mit dem Leiden der Heimatlosigkeit bisweilen zurücksehnten, weil sie unterwegs ohne die ökonomisch-materielle Basis der Heimat lediglich mit der Gegenwart Gottes in der Wolken- und Feuersäule leben mussten[9].

Im Land zuhause

Die biblische Geschichte der Heimat könnte eigentlich mit dem Einzug ins verheissene Land zum Ziel kommen: Hier fliesst Milch und Honig, das Land wird unter die Stämme verteilt, um ein friedliches und gerechtes Zusammenleben zu sichern. Spätestens mit der Errichtung des Tempels als definitivem Wohnsitz Gottes und mit dem auf diese Weise garantierten Zugang zu seiner Gegenwart ist das Volk Israel angekommen: es ist zu Hause!

Aber die Geschichte geht weiter. Obwohl das Volk im Land lebt, ist es nicht wirklich zuhause. Dies wird deutlich in allen drei Dimensionen von Heimat:

Am klarsten ist dies bezüglich dem Zuhause bei Gott. Sogar mit Gottes Herrlichkeit und Offenbarung in der Mitte – im Tempel mit der Thora – verlässt das Volk Gott immer wieder und wendet sich anderen Götzen zu. Gott klagt über das Volk wie Eltern über einen rebellischen Teenager[10]. Im Kontrast zu ihrer gegenwärtigen desolaten Lage malen die Propheten das zukünftige Heilsbild eines Landes, das voll von Gotteserkenntnis ist, gereinigt von allem Bösen und allem Götzendienst[11].

Blick auf das heutige Jerusalem mit dem Felsendom.

Auch im zwischenmenschlichen Miteinander ist das Volk nicht wirklich heimisch: Schon am Anfang der Besiedelung des Landes[12] brechen tiefe Gräben zwischen den Stämmen Israels auf. Später zerfällt das Land in ein Nord- und Südreich mit zahlreichen Bürgerkriegen.
Auch das geografisch-ökonomische Zuhause funktioniert nicht wirklich: Schwer lastende Steuern zur Finanzierung der Armee, aber auch der Luxus des Königshofes lassen die Schere zwischen Arm und Reich weit auseinanderklaffen; das ländliche Ideal, wo jeder unter seinem eigenen Feigenbaum und Weinstock in Frieden und Freiheit zuhause ist, wird angesichts der drückenden Gegenwart zur Zukunftshoffnung im Gelobten Land[13].

Der Verlust des Landes und die Sehnsucht nach mehr
Ab dem achten Jahrhundert vor Christus wird das Land Israel von fremden Grossmächten kolonialisiert. Das Volk verliert seine Autonomie, erhebliche Bevölkerungsteile werden deportiert und umgesiedelt. Die Zeit des Exils bricht an: ein Leben ohne eigenes Land, fern der Heimat. Ein Leben in der Zerstreuung, in der Diaspora, unter Fremden. Vor allem aber ein Leben verlassen von Gott, fern von seiner Gegenwart im Tempel.
Noch schlimmer: Der Tempel wird zerstört und die Opfer, welche bisher die Gemeinschaft mit Gott vermittelt haben, hören auf. Die Synagogen mit der Thora sind bis heute für das Judentum ein Weg, um an Gottes Gegenwart als Mitte der Heimat festzuhalten. Aber im Alten Testament ist der Verlust des Landes, der Volksgemeinschaft und des Tempels klar gedeutet: Dieser Verlust der Heimat ist Gericht.

Trotzdem gehört die Heimat seit der Schöpfung zum Menschsein. So wird diese Sehnsucht nach der Rückkehr ins Land (und bis heute!) durch die Prophetie wachgehalten. Gleichzeitig wird die Verheissung eines Zuhause-Seins, welche schon Abraham zum Aufbruch bewegt und Israel aus der Sklaverei Ägyptens befreit hat, immer stärker entgrenzt. Die Zukunfts- und Hoffnungsbilder der vollendeten Heimat sprengen die alten Erfahrungen eines abgesteckten Territoriums mit ethnischer Homogenität:
Das Land für das Volk Israel wird nun zur Brücke und Handelsstrasse zwischen Assyrien und Ägypten, den einstigen Erzfeinden[14]. Internationale Verflechtungen und Ressourcen der ganzen Welt werden laut der prophetischen Sicht ins Land fliessen und die Lebensgrundlagen der ganzen Bevölkerung erweitern[15].
Zum Volk Israel kommen Ausländer hinzu: vormals Marginalisierte und Ausgegrenzte werden ein vollwertiges Zuhause bekommen[16]. Grosse Migrationsströme stören nicht, sondern führen im Gegenteil zu einer internationalen Gemeinschaft[17].
Zentrum dieser Hoffnung ist der Berg Zion[18]: Gottes Gegenwart, Herrlichkeit und Weisung wird offenbar auf der ganzen Welt[19] und alle Nationen werden vereint im gemeinsamen Gotteslob[20]. So wird die Sehnsucht zu ihrem Ziel kommen: Die Menschen sind miteinander zuhause an Gottes Tisch[21].
Ein Teil des Volkes Israel kann nach dem babylonischen Exil wieder ins verheissene Land zurückkehren und den zweiten Tempel aufbauen. Aber das geschieht unter einer Fremdherrschaft und mit fremden Götterstatuen an vie-

photocase/ crocodile

len Orten. Die grosse Mehrheit des Volks ist zerstreut von Spanien bis zum Iran. Gewisse jüdische Führer sagen es in dieser Epoche klipp und klar: Wir sind nach wie vor im Exil und nicht zuhause, wir erwarten nach wie vor das zukünftige «Mehr» an Heimat, das uns Gott durch die Propheten verheissen hat.

Das Reich Gottes als Heimat im Neuen Testament

In dieser Zeit und Stimmungslage tritt Jesus von Nazareth auf. Das Zentrum seines Lebens und seiner Botschaft ist das Reich Gottes: Gott hat seine Herrschaft angetreten durch das Kommen von Jesus Christus. Das hat radikale Auswirkungen auf das Verständnis von Heimat: Die Dimensionen von Land als Territorium und von natürlichen sozialen Beziehungen (im Familien- und Volksgefüge) werden relativiert zugunsten der dritten Dimension – der Beziehung zu Gott, spezifisch angeboten durch Jesus Christus.

Heimat überschreitet nationale und soziale Grenzen

Jesus findet schroffe Worte für Interessierte, die ihm nachfolgen wollen: «Ein Dach über dem Kopf kannst du bei mir nicht erwarten!» – «Loyalität zu mir hat Vorrang vor der liebenden Zuwendung zu den älter werdenden Eltern[22]!» Das Zuhause in der Gemeinschaft rund um Jesus hat mehr Gewicht als die leibliche Familie[23], und es hat Vorrang vor der Verwurzelung in der heimatlichen Ackerscholle[24].

Damit zieht Jesus die Linien der alttestamentlichen Prophetie weiter: Heimat wird geografisch, ökonomisch, familiär und national entgrenzt. Heimat ist das Zuhause im Reiche Gottes – und diese Herrschaft ist mit Jesus angebrochen. Entsprechend ist es dann *das* Markenzeichen der christlichen Kirche, dass auch «Heiden» – also nichtjüdische Menschen – gleichermassen zum Volk Gottes seit Abraham und Mose – also zu jüdischen Menschen – gehören: Christus hat Friede zwischen Juden und Heiden geschaffen[25]. Die Beschneidung als kulturell-nationales Zeichen der Männer des Volkes Gottes im alten Bund wird ersetzt durch die Taufe auf den Namen Jesu Christi als Zugang zum Volk Gottes für alle Nationen und Kulturen, ohne irgendeine Ausgrenzung.

In der frühen Kirche wurden nun nicht nur nationale Grenzen überwunden, sondern auch die festgelegte Beheimatung in einer sozioökonomischen Klasse[26] wie auch in Männer- bzw. Frauenwelten. Identität und Zuhause findet sich in Christus, im Leib Christi: «Hier ist nicht Jude noch Grieche, hier ist nicht Sklave noch Freier, hier ist nicht Mann noch Frau[27].»

Konflikte mit der alten Heimat

Diese radikale Neudefinition von Heimat führt Jesus und seine messianische Gemeinschaft in Konflikte und Spannungen mit der natürlichen Heimat: Heidenchristen passen plötzlich nicht mehr in ihre gewohnte Umgebung und sind nicht mehr «dabei». Der Konflikt taucht auf bei den Opfergaben in den Tempeln, bei Schummeleien im Erwerbsleben, bei sozialer Ausgrenzung mit begleitender Verachtung und Neid zwischen «oben und unten» bzw. «drinnen und draussen».

Judenchristen lösen sich von einigen hoch geschätzten nationalen Traditionen, zum Beispiel der sorgfältigen Abgrenzung von den Nicht-Juden. Die christliche Kirche stört den Frieden und die Sicherheit des römischen Reiches, welche bisher vom Kaiser beschert und garantiert worden sind. Für die damalige Mehrheitsgesellschaft ist der Apostel Paulus ein Störenfried, «welcher den ganzen Erdkreis in Unruhe versetzt[28]». Die kleinen christlichen (Haus-)Gemeinden leben eine Gegenkultur, sie sind Inseln eines neuen Zuhause, in dem die natürlichen Loyalitäten von Blut und Boden, Familie, Kultur und Nation relativiert und herausgefordert werden. Sie verstehen sich als Nomaden – wie einst Abraham oder das Volk Israel in der Wüste. Sie leben «als Fremde in der Zerstreuung[29]» hier auf dieser Erde an ihren natürlichen Heimatorten: «Denn unsere Heimat ist im Himmel[30].» Das Leiden an der gegenwärtigen Heimatlosigkeit gehört zusammen mit der Ablehnung durch ihre Volksgenossen wie selbstverständlich zur Identität der Gemeinde Jesu Christi aus Juden und Nicht-Juden[31].

123rf/Rudmer Zwerver

Der Beginn einer neuen Heimat

Gleichzeitig versteht sich diese christliche Kirche als Avantgarde des Reiches Gottes in dieser Welt. Gegenkultur, Pilgerschaft, Leiden und Sehnsucht nach der himmlischen Heimat führen nicht zur Verachtung von irdischer Heimat, Herkunftsfamilie, Muttersprache und Vaterland, auch wenn dies alles zur vergänglichen Welt gehört[32]. Diese Welt ist von Gott geliebt, in dieser Welt kam Gott in Jesus als Jude im Dorf Bethlehem zur Welt, in diese Welt bringt Jesus das Reich Gottes.

Zur Zeit Jesu gibt es wahrnehmbare, handgreifliche Zeichen in Galiläa und Jerusalem: verwandelte Menschen und Verhältnisse, geheilte Körper und Beziehungen. Die Kirche als Leib Christi lässt in Jerusalem, Judäa und Samaria und bis ans Ende der Welt weitere und grössere Zeichen des Reiches Gottes inmitten der irdischen Wirklichkeit aufleuchten. Sie ist die sichtbare «Stadt auf dem Berg[33]» und tut das Gute mitten in der Gesellschaft, zu der sie gehört[34]. Was immer «in Christus» getan wird, ist nicht vergeblich und vergänglich[35].

Die Gegenkultur der pilgernden Kirche auf ihrem Weg zur himmlischen Heimat gewinnt Gestalt in einzelnen Menschen und Gruppen, in Strukturen und Systemen. Die Halle Salomos in Jerusalem[36] kann ebenso ein Zuhause sein wie das Haus der Priska in Rom[37]. Die christlichen Geschwister geben einander Heimat, nicht nur innerlich-vergeistlicht, sondern auch handfest sozial und materiell[38]. Wo im Namen Jesu Wege der Vergebung und Versöhnung beschritten werden, wo Taten der Gerechtigkeit und des Friedens ausgeübt werden, wo Heilung von Geist, Seele und Leib geschieht, da küssen sich Himmel und Erde. Das Reich Gottes ist bruchstück- und zeichenhaft in den Zeiten- und Weltlauf eingedrungen – zwischen Wiege und Bahre, von Jerusalem bis Rom und Spanien – und darüber hinaus. Hier sind Christinnen und Christen zuhause, bis ans Ende der Zeit.

1 1 Mose 2,7-8
2 1 Mose 1,27-28
3 Offb 21-22
4 1 Mose 12,1-3
5 1 Mose 23
6 etwa für Isaak und Jakob, 1 Mose 24 und 28
7 so Esaus Frauen, 1 Mose 26,34-35
8 Bezeichnung für Menschen – u.a. auch für Kinder von Missionaren – die in zwei Kulturen aufgewachsen sind und sich deshalb eine eigene, dritte Kultur geschaffen haben.
9 2 Mose 15-17
10 Hos 11
11 Jes 11,9
12 in den Büchern Josua und Richter
13 Mi 4,4
14 Jes 19,23
15 Jes 60, 3-11
16 Jes 56,3-8
17 Jes 2,4
18 Jes 2,2-3
19 Hab 2,14
20 Ps 117
21 Jes 25,6
22 vgl. Mt 8,19-22
23 Mt 12,46-50
24 Mt 19,16-30, vor allem Vers 29
25 Eph 2,14
26 Heute würde man in der Sprache der Soziologen von «Sinus-Milieus» sprechen.
27 Gal 3,28
28 Apg 17,6
29 1 Petr 1,1
30 Phil 3,20
31 2 Tim 3,12
32 1 Kor 7,29-31
33 Mt 5,14
34 1 Petr 2,15
35 1 Kor 15,58
36 Apg 5,12
37 Röm 16,5
38 Apg 4,32-35

IMMIGRATION

Wieviel Heimat braucht der Mensch?

Fritz Imhof **Was gehört zum Heimatgefühl? Wie kommt uns Heimat abhanden, und was kann sie allenfalls ersetzen? Im INSIST Gespräch mit dem Psychiater Hanspeter Walti entfalten sich ganz unterschiedliche Dimensionen von Heimat.**

Hanspeter Walti ist Chefarzt der Ambulanten Psychiatrischen Dienste des Kantons Zug. Ich treffe ihn in seinem hellen und geräumigen Büro an der Rathausstrasse in Baar. Er sagt mir zwar schon am Telefon, dass er sich nicht als Spezialist für «Heimat» fühle. Doch dann entsteht ein interessantes Gespräch über Heimat, die Heimatlosigkeit von Expats – Menschen, die meist vorübergehend im Ausland arbeiten müssen – und über die Identität des Menschen, die letztlich eng mit dem Heimatgefühl verwoben ist.

Heimat und Identität

Braucht der Mensch überhaupt eine Heimat, um ein positives Lebensgefühl zu entwickeln? Hanspeter Walti beantwortet die Frage mit einem klaren Ja. Er ist überzeugt: Heimat ist ein Ausdruck von Identität.

Es geht um Zugehörigkeit zu einer Gesellschaft, zu einem Netzwerk von Menschen, die einem nahestehen, wo man Anerkennung erhält, wo man einander kennt und grüsst. Heimat hat laut Walti einerseits eine räumliche Dimension. Es geht um den Ort, an dem ich lebe und wo mir Strassen, Plätze, Häuser und Landschaft vertraut sind. Und wo ich den Preis der Bratwurst kenne.

Heimat bedeutet auch, dass ich mich einzigartig und einmalig erleben darf. Dass ich mit meinen Schwächen und Stärken akzeptiert bin. Dass man meine Stärken schätzt und mir meine Schwächen nachsieht. Es ist ein Zustand, in dem ich mich psychisch wohl fühle und Gegenwart und Zukunft entspannt und gelassen angehen kann.

Das bedeutet aber nicht, dass ich von Krisen verschont bleibe und mein Heimatgefühl nicht manchmal leiden müsste. Es gibt Phasen im Leben, in denen wir eine neue Identität, eine neue Heimat finden müssen: Übergänge in der Familie, im Beruf, die Versetzung in neue geografische und kulturelle Räume. Nicht alle finden danach wieder eine Heimat.

Ein höchst aktuelles Thema sind in diesem Zusammenhang Arbeitsmigranten und Asylsuchende. Sie verlassen ihre Heimat – auch in der Hoffnung, in Zukunft eine neue Heimat zu finden. Sie denken dabei oft nicht daran, dass es nicht nur um eine neue geografische Heimat geht, sondern dass sie auch in eine neue Kultur kommen. Diese stellt sie vor die Herausforderung, sich zu integrieren oder gar zu assimilieren – oder an der alten Kultur festzuhalten und damit am neuen Lebensort für die Umgebung fremd zu bleiben.

Heimat bedeutet auch, dass ich mich einzigartig und einmalig erleben darf. Dass ich mit meinen Schwächen und Stärken akzeptiert bin. Dass man meine Stärken schätzt und mir meine Schwächen nachsieht.

«Grüezi Switzerland»

Eine besondere Gruppe von Immigranten sind die «Expats». Das sind hochbezahlte Führungskräfte internationaler Konzerne, die mit ihren Familien in die Schweiz kommen und es sich leisten können, sich gut und angenehm einzurichten. Doch ihre Lage ist oft komplizierter als diejenige von Immigranten, die im neuen Land eine definitive Bleibe suchen. Besonders für ihre Familie. Sie ist zwar materiell gut versorgt und lebt an bevorzugter Lage. Doch sie weiss nicht, wie lange ihre Lebenszeit hier dauern wird, und ob es sich lohnt, ein soziales Netz aufzubauen und sich in Kultur und Sprache zu integrieren. Expats bleiben in der neuen Lebenswelt oft ein Fremdkörper. Besonders die Ehefrauen tun sich damit schwer, weil ihnen ausser dem Herumchauffieren der Kinder kaum eine sinnvolle Tätigkeit bleibt. Eine häufige Folge ist Suchtverhalten, Rückzug und Depressionen. Hanspeter Walti kennt das aus der Beratungstätigkeit der Ambulanten Psychiatrischen Dienste. Neuerdings wird versucht, mit Kursen wie «Grüezi Switzerland» die Expats und besonders die Ehe-

Fritz Imhof ist Co-Redaktor des Magazins INSIST und Redaktionsleiter von Livenet CH.

frauen zu erreichen und ihnen zu erklären, was in der Schweiz gilt und wie man sich im sozialen Umfeld verhält: Welche Sitten, Gebräuche und Rituale gilt es zu beachten? Wie grüsst man sich und wie verabschiedet man sich? Hier erwirbt man Grundwissen über eine Kultur, in die man katapultiert worden ist.
Einige Expats kompensieren das fehlende Heimatgefühl damit, dass sie sich an verschiedenen bevorzugten Plätzen der Welt ein Feriendomizil beschaffen. Falls sie ihre Kinder in einem fernen Schulinternat unterbringen, kaufen sie sich auch dort eine Ferienvilla, wo in den raren Ferienwochen Parties und Feste gefeiert werden. Viele Ferienchalets tragen den Namen «Heimat» und drücken damit die Sehnsucht ihrer Besitzer aus.
Diese Möglichkeit haben die Asylsuchenden aus Asien und Afrika nicht, welche in Europa ein besseres Leben finden möchten. Sie brechen mit ihrer angestammten Heimat, um sie gegen eine ungewisse Zukunft einzutauschen. Was geschieht in der Seele solcher Menschen, wenn sie – von ihren Schleppern dazu gezwungen – ihre Identitätspapiere vernichten und sich damit zu herkunftslosen Personen machen?

Gefangene der Arbeitswelt

Heute wird in vielen Berufen eine ständige Mobilität verlangt. Die fehlende geografische und berufliche Stabilität macht nicht nur den Topshots zu schaffen, die das Defizit scheinbar mit genügend finanziellen Mitteln kompensieren können. Selbstwertstörungen, Identitätskrisen und Depressionen machen heute zunehmend auch Menschen in Berufen zu schaffen, die früher noch als Lebensberufe galten, oft verbunden mit einer Lebensstelle. Die berufliche Stabilität der früheren Generation wird durch das Postulat des lebenslangen Lernens und der Tugenden Flexibilität und Mobilität ersetzt. Der persönliche Arbeitsplatz, umgeben von persönlichen Utensilien, wird durch den Laptop und allenfalls einen eigenen Schubladenkorpus auf Rollen ersetzt, mit dem man sich im Grossraumbüro einen Sitzplatz sucht.
Die modernen Kommunikationsmittel machen die Erreichbarkeit rund um die Uhr möglich. Sie ist in vielen Berufen zur Pflicht geworden. Während einige eine Zeit lang gut damit leben können, driften andere in Krisen und Depression ab. Besonders wenn Familie, Wohnort und soziale Einbindung den Berufsstress nicht auffangen können. Wenn Menschen in solchen unterschiedlichen Lebenswelten stehen, muss wenigstens eine davon die Heimat bilden. Die moderne Welt versucht, auch die Freizeit der Menschen im Beruf zu instrumentalisieren: mit Sonntagsverkäufen, Angeboten rund um die Uhr und der Abschaffung von Fest- und Feiertagen.

Jagdgründe der Heimatpolitiker

Die Globalisierung trifft nicht nur Immigranten und Expats. Sie verunsichert auch Menschen, die sich früher in ihrem Beruf und im sozialen Beziehungsnetz sicher positioniert wussten. Konkurrenten aus dem Ausland mit akademischen Titeln gefährden plötzlich die langjährige Arbeitsstelle. Fachkräfte mit langjähriger Erfahrung werden verdrängt und finden sich plötzlich unter den Arbeitslosen und später unter den Ausgesteuerten. Das weckt die Sehnsucht nach der verlorenen Heimat und ruft die Verkäufer der Heimatgefühle auf den Plan. Folklore, Heimatgefühle und die Abgrenzung vom bedrohlichen Ausland werden zum Geschäft und ermöglichen neue politische Mehrheiten. «Heimat» lässt sich unter diesen Umständen erfolgreich als Politprodukt vermarkten.

(FIm) Dr. med. Hanspeter Walti (58) ist Facharzt für Psychiatrie und Psychotherapie FMH und Chefarzt der Ambulanten Psychiatrischen Dienste des Kantons Zug. Seit 1994 ist er für den Aufbau und die Leitung dieser Institution zuständig und damit für Fragen der Psychiatrischen Versorgung, Psychiatrieplanung, Suizidforschung und Suizidprävention. Hanspeter Walti ist verheiratet, Vater von vier erwachsenen Kindern und wohnt in Oberwil bei Zug.

Die ganz andere Heimat

Eine besondere Dimension von Heimat ist die Heimat der Gläubigen. Es ist die Heimat «da oben», wie sie u.a. auch im Kirchengesangbuch beschrieben wird. «Ich bin ein Gast auf Erden und hab hier keinen Stand / der Himmel soll mir werden, da ist mein Vaterland», dichtete und komponierte Paul Gerhardt schon 1666 in schwieriger Zeit. «Wir haben hier keine bleibende Stadt, sondern die zukünftige suchen wir», schreibt der Verfasser des Hebräerbriefs. Christen wissen, dass jede Art Heimat in dieser Welt vorläufig und oft zerbrechlich ist. Das lässt sie auch in beruflichen und familiären Krisen über dieses Leben hinausblicken und eine andere Dimension ins Auge fassen.

GRENZEN DER HEIMAT

Die Schweiz und ihre Zuwanderungsinitiative

Hanspeter Schmutz **Am 9. Februar 2014 hat die Schweizer Stimmbevölkerung mit 50,3 Prozent aller Stimmen und der Zustimmung von 17 der 26 Kantone die «Masseneinwanderungsinitiative» der SVP angenommen. Seither ist die politische und wirtschaftliche Schweiz daran, das Resultat dieser Abstimmung zu deuten und die Folgen im Verhältnis zu Europa zu klären. Aus christlicher Sicht stellen sich zusätzliche Fragen. Offensichtlich ist es an der Zeit, den Heimatbegriff und das Verhältnis der Schweiz zu Europa im Horizont des Reiches Gottes ganz grundsätzlich zu hinterfragen.**

Dank der angenommenen Initiative soll die Schweiz die Einwanderung mittels jährlicher Kontingente wieder selber steuern können. Dadurch wurde aber eine Säule der bilateralen Zusammenarbeit mit der EU – die «Personenfreizügigkeit» – zum Einsturz gebracht. Dieses Abkommen ist seit 2002 in Kraft. Damit erhalten Staatsangehörige der Schweiz und der EU-Mitgliedstaaten grundsätzlich das Recht, den Arbeitsplatz und den Aufenthaltsort innerhalb des Gebietes der Vertragsparteien frei zu wählen. Nach der Annahme der Initiative hat der Bundesrat nun drei Jahre Zeit, das Abkommen aufzukünden oder neu zu regeln.

Wer dafür und wer dagegen war

Die Motive der Zustimmung waren vielfältig. Gemeinsam war den Zustimmenden die Angst vor negativen Folgen der Zuwanderung. Die Einwanderung wurde nicht als Chance sondern vor allem als Bedrohung wahrgenommen. Die Risiken einer Ablehnung waren den Ja-Sagern gemäss der VOX-Befragung durchaus bewusst. 82 % nahmen das Risiko einer Kündigung der bilateralen Abkommen in Kauf. Das Argument, der eigene Wohlstand sei dadurch gefährdet, fiel erstmals in einer solchen Abstimmung nicht auf fruchtbaren Boden. Rudolf Minsch, Chefökonom des Wirtschaftsdachverbandes Economiesuisse, «führt diese Nonchalance unter anderem auf die ausgezeichnete wirtschaftliche Verfassung der Schweiz»[1] mit tiefer Arbeitslosigkeit und hohen Löhnen zurück.

Das Abstimmungsverhalten entsprach zunächst dem üblichen Rechts-Links-Schema. Gemäss der VOX-Analyse folgten 95 % der SVP-Sympathisanten den Initianten und legten ein Ja ein, während sich nur 16 % der SP-Anhänger für das Anliegen erwärmen konnten. Auch die CVP-Anhänger lehnten deutlich ab (nur 34% Ja-Stimmen), wobei fast die Hälfte der Urne fernblieben. Immerhin 40% der FDP-Anhänger stimmten zu. Vermutlich gaben die Parteiungebundenen mit ihrer Zustimmung von 54% bzw. Personen, die selten an Abstimmungen teilnehmen (76 % Zustimmung), den Ausschlag zum knappen Ja.

Das Ja war wohl weniger ein Verstandesentscheid als ein Entscheid des Bauches und des Portemonnaies. So beteiligten sich «Stimmbürger mit geringem Bildungsniveau, tiefem Einkommen, eher geringem Interesse an der Politik und wenig Vertrauen in den Bundesrat»[2] überdurchschnittlich an der Abstimmung und stimmten der Initiative mehrheitlich zu. «Personen, die im Monat weniger als 3000 Franken verdienen, stimmten mit 70% zu. Bei Personen mit einem Lohn von über 9000 Franken sank die Zustimmung auf 40 Prozent»[3].

Vermutlich haben sich Jüngere (die mehrheitlich dagegen waren) tendenziell weniger an der Abstimmung beteiligt als Ältere, womit in dieser Frage die ältere Generation die unmittelbare Zukunft der Jungen bestimmen konnte. So stimmten 62% der 50- bis 59-Jährigen zu. Die Zustimmung der zehn Jahre Jüngeren und Älteren blieb unter 50%. Für den Publizisten Rudolf Strahm ein Hinweis darauf, dass sich die 50- bis 59-Jährigen besonders als Opfer des Verdrängungsprozesses im Arbeitsmarkt sehen. Diese Menschen fühlten sich «durch die Rekrutierung von jüngeren Fachkräften im Ausland besonders betroffen»[4]. In dieser Altersgruppe gebe es schon heute viele, oft gut qualifizierte Arbeitslose und Ausgesteuerte. Diese Menschen seien nicht typische «Abschottungsbürger» oder SVP-Anhänger. Sie hätten mit ihrer überdurchschnittlichen Beteiligung an der Abstimmung und ihrer Zustimmung «einfach ihre existenzielle Situation in ihr Stimmverhalten umgesetzt»[5]. Strahm regt in der Folge einen «Inländervorrang» bei der zukünftigen Personalrekrutierung an.

Hanspeter Schmutz ist Publizist und Leiter des Instituts INSIST
hanspeter.schmutz@insist.ch

Während die städtische Bevölkerung (ohne die Agglomerationen) eher ablehnend einlegte, haben «ländliche Regionen, kleinere und mittelgrosse Städte sowie das Tessin den Erfolg der Initiative mitbestimmt»[6]. Die Bevölkerungsmehrheit der Kantone in der welschen Schweiz lehnte sie durchwegs ab.
Gemäss der VOX-Analyse waren vor allem «Einstellungen zur Identität des Landes, zum Erhalt von Traditionen und zur Öffnung der Schweiz»[7] stimmentscheidend. Befürwortende nahmen eine grundsätzliche Abwehrhaltung gegenüber der Zuwanderung ein (34% von ihnen sagten «Es gibt zu viele Ausländer»), dazu kamen Argumente wie Lohndruck sowie Wohnungs- und Verkehrsprobleme. Die Gegner der Initiative führten vor allem wirtschaftliche Nachteile (29%), die Unangemessenheit der Initiative (20%) sowie negative Folgen für die bilateralen Abkommen mit der EU (16%) ins Feld.

Materielle Ängste mobilisierten vor allem die weniger privilegierten Stimmbürger. «Arbeiter und Angestellte, Landwirte, Selbständigerwerbende und Arbeitslose fühlten sich von offenen Grenzen besonders bedroht.»[8]

Kaum ins Gewicht fielen die ökologischen Folgeschäden einer «zügellosen Überbauung des Landes». Mit diesem Argument war vor allem die SVP in die Abstimmung gezogen. Nur 10% der Befragten nannten als Hauptmotiv für ihr Ja die «weiteren negativen Konsequenzen der Einwanderung»[9], wozu in der Umfrage auch die Umweltschäden gerechnet worden waren.
Zudem gab es laut VOX-Analyse eine enge Verbindung zwischen dem Abstimmungsverhalten und dem Vertrauen in die Regierung. Dass diese mit Misstrauen bedachte Regierung nun die praktische Umsetzung der Initiative an die Hand nehmen muss, stimmt die Befürworter der gesteuerten Zuwanderung wenig zuversichtlich. Kommt dazu, dass der Wirtschaftsstandort Schweiz seit der Abstimmung verunsichert ist, weil man in diesen Kreisen gerne wissen möchte, wie es weitergeht.

Die Ergebnisse dieser Abstimmung liefern ein vielfältiges Psychogramm der Schweiz und werfen neben den konkreten auch ganz grundsätzliche Fragen bezüglich unserer Heimat auf. Ausgerechnet Europa zwingt uns also zu einer Standortbestimmung und – möglicherweise – auch zum Umdenken. Das aber ist nicht neu, es ist im Gegenteil typisch für die Geschichte der Schweiz. Einige der wichtigsten Entwicklungen wurden uns von aussen aufgezwungen oder zumindest von aussen ermöglicht.

Die Schweiz ist das Resultat europäischer Entwicklungen
Der *christliche Glaube* – ein wichtiger Identitätsfaktor der Schweiz – wurde von römischen Soldaten, Klöstern und später ein zweites Mal von irischen Mönchen in unser Gebiet getragen.

Die *Eidgenossenschaft* entstand als Folge der Eröffnung des «Stiebenden Steges» in der Schöllenenschlucht. «Damit rückten die Bergbauern rund um den Vierwaldstättersee plötzlich ins Interesse der europäischen Politik»[10]. Im Schutze der Reichskrone und unter geschickter Ausnützung günstiger machtpolitischer Umstände schlossen 1291 Uri, Schwyz und Unterwalden ein «Schutz-und-Trutz-Bündnis zur Wahrung der eigenen Interessen».

Der zentralistische *Nationalstaat* wurde nach der Niederlage von 1798 gegen das französische Heer dem lockeren Bündnis der Eidgenossen von Napoleon aufgezwungen. Im Schatten europäischer Entwicklungen kam es nach jahrelangem Hin und Her 1848 zur Gründung des heutigen Bundesstaates. Im Vorfeld musste aber vorerst der Gegensatz zwischen der katholisch-konservativen Schweiz – die sich in einem geheimen Sonderbund mit Österreich und Frankreich zusammengetan hatte – und der reformiert-liberalen Schweiz geklärt werden.

Auch die *Neutralität* – und damit ein weiteres Identitätsmerkmal – war vor allem das Resultat europäischer Politik. Sie wurde den Eidgenossen auf eigenen Wunsch erstmals im Westfälischen Frieden (1648) zugestanden. Vorher hatten die Eidgenossen mit ihren gefürchteten Kampftruppen munter in europäischen Kriegen mitgewirkt. Dabei konnte es geschehen, dass sie sich auf dem Schlachtfeld auch mal direkt gegenüberstanden. Erst 1648 lösten sich die Eidgenossen auch juristisch vom Deutschen Reich. Auch nach dem Einschwenken auf einen neutralen Kurs engagierten sich eidgenössische Söldner weiter in den Heeren europäischer Mächte. So ist die eigentliche Geburtsstunde der Schweizer Neutralität auf den Wiener Kongress (1815) anzusetzen. Hier gaben die fünf damaligen Grossmächte Europa nach dem Ende der französischen Grossmachtgelüste eine neue Ordnung. Eine neutrale Schweiz passte gut in die Mächtekonstellation.
Seither ist es gelungen, die «bewaffnete Neutralität» der Schweiz zumindest äusserlich aufrecht zu erhalten. Im Ersten und Zweiten Weltkrieg half sie, fremde Truppen aussen vor zu halten, allerdings – im Zweiten Weltkrieg – auf Kosten einer verdeckten Zusammenarbeit mit beiden Seiten. Im anschliessenden Kalten Krieg schlug sich die Schweiz auf die westliche Seite und kämpfte – zumindest ideologisch – im Gleichschritt mit den westlichen Mächten gegen die Kommunisten. In der heute globalisierten Welt äussert sich die «Neutralität» neben allen positiven Beiträgen der Schweiz unter anderem auch in militärischen Geschäften mit Diktatoren und Unrechtsstaaten aller Art und – bis vor kurzem – im bedenkenlosen Annehmen von unversteuerten Geldern aus dem Ausland. Die damit verbundene Einmischung in den Steuerhaushalt der beteiligten Länder nahm man in Kauf.

Mythen und ihre Mischung aus Dichtung und Wahrheit

Scheinbar typisch schweizerische Merkmale wie unser Nationalstaat und die Neutralität sind also – bei näherem Hinsehen – das Resultat europäischer Entwicklungen. Der Blick auf die typischen Mythen der Schweiz führt zu ähnlichen Enttäuschungen. Politische Mythen haben im besten Fall einen wahren Kern. Im Verlaufe der Zeit gesellt sich zur Wahrheit aber immer mehr Dichtung, der Mythos wird entstellt und schliesslich zum Spielball von Ideologen. Den Mythos vom unabhängigen und neutralen Staat haben wir schon erwähnt. Es gibt aber noch weitere Mythen, die dem ideologischen Zugriff entzogen werden müssen.

Unter Christen beliebt ist der Mythos von der *besonders christlichen Schweiz*. Schliesslich haben die Eidgenossen ihren Bund auf dem Rütli vor Gott geschworen, unsere Bundesverfassung beginnt «im Namen Gottes» und die Schweiz trägt ein Kreuz im Wappen. Der Blick auf die Wappen unter anderem der skandinavischen Staaten oder das Lesen der im Mittelalter üblichen Schwurformeln holen uns rasch vom hohen Sockel herunter: Schwüre auf Gott waren damals sozusagen eine Garantie für die Qualität einer Abmachung. Der Widerhall am Anfang der Bundesverfassung ist aber für die heutige Zeit nicht mehr selbstverständlich. Unsere Landeshymne, die faktisch ein gesungenes Gebet ist, verdient eine Ehrenmeldung; sie verliert ihre Einmaligkeit aber spätestens im Vergleich mit den «christlichen» Hymnen gewisser afrikanischer Staaten. Wie auch immer: Über diese christli-

Christen leben eine «dritte Kultur»

(HPS) Wenn Christen sich mit ihrer Heimat beschäftigen, tun sie dies in der Gewissheit, dass ihre Sehnsucht nach «Heimat» in dieser Welt nicht gestillt werden kann. Es gibt nichts, das ihnen eine bleibende Heimat sein könnte: weder die Zugehörigkeit zu einer Gruppe, die vertraute Umgebung eines Dorfes, einer Region oder einer Stadt, noch die Sprache, gewohnte Bräuche und Rituale oder der Nationalstaat. Sie leben zwar in dieser Welt und damit auch in einer Familie, Region, Sprache und Kultur – ihre wirkliche Heimat ist aber das Reich Gottes, das durch Jesus Christus in diese Welt gekommen ist. Diese ewige Heimat wurzelt im Geschehen von Karfreitag und Ostermorgen und ist seither daran, sich zu entfalten. Ähnlich wie Missionarskinder (siehe auch Kasten S. 16), die gleichzeitig in zwei Kulturen aufwachsen und deshalb eine eigene Mischkultur kreieren müssen, sind Christen gerufen, eine dritte Kultur zu entwickeln, die zwischen der zeitlichen und der ewigen Heimat liegt. Weil sie schon jetzt die ewige Heimat erahnen, sind Christen gegenüber ihrer vorläufigen Heimat kritisch eingestellt. Die zeitliche Heimat kann ihnen nur dort ein Zuhause sein, wo der Same des Reiches Gottes schon Wurzeln geschlagen hat. Mitzuhelfen, dass dieser Same auch in der Schweiz gedeihen und wachsen kann, ist deshalb die beste Art, die vorläufige Heimat auch in der Schweiz zu lieben.

chen Bezüge dürfen wir uns freuen. Die entscheidende Frage ist aber, ob wir unsern Staat auf der Grundlage christlicher Werte weiterbauen, oder ob wir es akzeptieren, dass immer mehr «heidnisches» Gedankengut in die Gesellschaft einsickert. Abgesehen davon: Europa darf sich mindestens so sehr zu Recht «christlich» nennen wie die Schweiz[11]!

Wir sehen uns gerne als *Wiege der Demokratie*. Nun, diese Wiege steht bekanntlich in Griechenland – wenn auch nur als Herrschaft einer demokratischen Elite. Tatsächlich organisierten sich die drei Urkantone ursprünglich als landwirtschaftliche Genossenschaften mit militärischer Wehrbereitschaft. Dieser Genossenschaftsdemokratie standen aber bald die städtischen Orte mit ihren aristokratischen Strukturen gegenüber. Und die Untertanen der gemeinen Herrschaften erlebten unter den Eidgenossen vor allem Gemeinheiten und keine demokratischen Freiheiten; nicht umsonst wurde Napoleon zum Beispiel in der Waadt als Befreier gefeiert. Die demokratische Bewegung zwischen der ersten (1848) und der zweiten Bundesverfassung (1874) kann dann aber durchaus als Geburtsstunde der direkten Demokratie modernen Zuschnitts gesehen werden.
Unsere globalisierte Welt ist auf immer mehr europäische oder sogar globale wirtschaftliche und rechtliche Absprachen angewiesen. Das aber höhlt die direkte Demokratie zunehmend aus. Der mit der direkten Demokratie verbundene Föderalismus und die Gemeindeautonomie können die Fragen der Zeit auch innerhalb des Landes immer seltener sinnvoll beantworten. So wird der interkantonale Finanzausgleich – an sich eine geniale Einrichtung – immer häufiger in Frage gestellt. Die trotzig verteidigten kantonalen Unterschiede in der Gesetzgebung wirken oft wie Scheingefechte, weil die meisten Gesetze nur gesamtschweizerisch wirklich Sinn machen. Und die Finanzautonomie einer politischen Gemeinde liegt heute noch bei ca. 10% des Budgets, alles andere ist «von oben» vorgegeben.
Zweifellos, die Demokratie bleibt mit ihrer Gewaltenteilung die beste aller möglichen Staatsformen. Sie muss sich aber neuen – auch europäischen und globalen – Gegebenheiten anpassen, sonst wird sie zum Trugbild. Ein demokratisch gesinntes Europa ist für dieses Ansinnen ein guter Partner. Und vielleicht könnte dieses Europa ja sogar etwas von den Erfahrungen der Schweiz lernen!

Die *multikulturelle Schweiz* war, wie erwähnt, nie so geplant; sie ist das Resultat eines von den europäischen Mächten genähten Flickenteppichs. Und das merkt man bis heute. Immerhin ist diese Gemeinschaft politisch so strukturiert, dass sie zumindest äusserlich funktioniert. Besonnene Kräfte sehen die sprachregionalen kulturellen Unterschiede zu Recht sogar als Bereicherung. Trotzdem gilt: Schweizer sind wir vor allem dann, wenn unsere multikulturelle Fussball-Nationalmannschaft gewinnt oder wenn wir im Ausland die Vorzüge der Schweiz loben können. Die multikulturelle Zusammensetzung

«Die multikulturelle Schweiz ist wohl das verheissungsvollste Wunschbild der Schweiz.»

der Schweiz wäre aber eigentlich eine hervorragende Voraussetzung, um Menschen aus anderen Kulturen aufzunehmen, von ihnen zu lernen und sie zu integrieren in eine über die Jahrhunderte gewachsene Wertegemeinschaft. Die multikulturelle Schweiz ist wohl das verheissungsvollste Wunschbild der Schweiz.

Zum Schluss: So wie es aussieht steht die Schweiz wieder einmal vor einer wichtigen Weichenstellung. Richtigerweise arbeitet unser Bundespräsident Didier Burkhalter an der Grundsatzfrage für eine kommende Abstimmung: «Entweder die Stimmbürger bekennen sich zum bilateralen Weg – was in der einen oder anderen Form die Anerkennung der Personenfreizügigkeit einschliesst –, oder die bilateralen Verträge werden gekündigt, und die Schweizer Partizipation an Europas Binnenmarkt ist beendet[12].» Jeder Staat hat das Recht, eigene Interessen gegen Chancen und Risiken einer neuen Lösung abzuwägen. Zumindest die Christen sollten sich beim Suchen dieser Lösung aber nicht von den Schalmeien politischer Ideologen und ihrem Missbrauch «unseren» Mythen verführen lassen. Als Angehörige einer «dritten Kultur» (siehe Kasten S. 24) sollten sie in der Lage sein, mutig und ohne Scheuklappen die Schweiz neu zu denken.

1 «Der Bund», 4.4.14
2 NZZ vom 3.4.14
3 «Der Bund» vom 4.4.14
4 «Der Bund» 6.5.14
5 dito
6 NZZ vom 3.4.14
7 dito
8 dito
9 «Der Bund» vom 4.4.14
10 Hanspeter Schmutz in Beat Christen (Hrsg.), «La Suisse existe», Jordi, Belp, 2011; S. 18
11 Immerhin glaubt laut dem «Eurobarometer» die Mehrheit der Menschen in den EU-Staaten an Gott und 72 Prozent sind Kirchenmitglieder (idea spektrum 22/14)
12 Daniel Binswanger im «Magazin» des Tages-Anzeigers vom 6. Mai 2014

123rf/ chaoss

DER BODEN DER HEIMAT

Platz für 11 Millionen?

Thomas Noack **«Die Bevölkerung der Schweiz ist 2013 um 1,2 Prozent gewachsen.» Dies der sachliche Titel der Medienmitteilung des Bundesamts für Statistik vom 24. April 2014[1]. Etwas mehr als 97'000 zusätzliche «Personen»: das sind Menschen, die nun in der Schweiz wohnen, arbeiten, lernen, eine Heimat suchen, unterwegs sind und konsumieren – also leben wollen.**

Ende 2013 waren es 8'136'689 Einwohner. Hält das Wachstum an, könnten es bis in 50 Jahren nahezu 11 Millionen sein. Diese mögliche Entwicklung löst bei vielen Menschen in unserem Land diffuse Ängste aus. Damit verbunden ist die Wahrnehmung, dass unser Land zunehmend zersiedelt wird. Andere haben Angst vor dem Dichtestress und viele realisieren, dass unsere Mobilitätsinfrastrukturen an ihre Grenzen stossen.

Berechtigte Ängste oder Chancen?

Sind Ängste und der damit einhergehende Ruf nach Beschränkungen die richtige Reaktion auf diese Annahmen, die ja eigentlich von Wohlstand, Entwicklung und Zukunftsglauben zeugen? Der Zukunftsforscher Georges T. Roos wertet die Aussicht auf elf Millionen Einwohner als Chance. Da die jetzigen Wachstumszentren bald an ihre Grenzen stossen würden, könnten die heute mittelgrossen Städte die neuen attraktiven Zuwanderungsorte werden. «Damit wächst aber auch das Bildungspotenzial, die Kreativität und die Innovation in diesen Gebieten, und das kann sich auch auf die Arbeitsplätze auswirken», sagt Roos[2]. Um diesen Herausforderungen konstruktiv begegnen zu können, braucht es ein Umdenken, das viel mit einer werteorientierten Entwicklung zu tun hat. Zwei Punkte seien hier exemplarisch aufgeführt.

Dr. Thomas Noack arbeitet als Raumplaner beim Schweizerischen Ingenieur- und Architektenverein (SIA) und ist Mitglied des Vorstandes des Instituts INSIST.

Dichter wohnen und Nähe gestalten

Mit der Revision des Raumplanungsgesetzes 2013 wurde das Bauen auf der grünen Wiese deutlich eingeschränkt. Um unsere wertvolle Landschaft zu schützen, fordert das Gesetz eine Entwicklung nach innen. Das heisst: Bisher unbebaute, falsch oder schlecht genutzte Grundstücke innerhalb unserer Städte und Dörfer müssen als erstes überbaut werden, bevor am Rand des Siedlungsgebiets auf bestehendem Kulturland neu gebaut wird. Das heisst auch, dass innerhalb unserer bestehenden Siedlungen dichter und höher gebaut werden soll.

Diese Aufgabe ist für alle Beteiligten ungleich anspruchsvoller, als neue Siedlungen auf der grünen Wiese zu bauen. Während die Immobilienentwickler – sie arbeiten übrigens oft mit den Finanzanlagen unserer Pensionskassen – primär nach Rendite streben und deshalb weniger gesetzliche Beschränkungen fordern, gilt es, im Interesse der Menschen, die später dort wohnen werden, Qualitäten einzufordern, die diese Siedlungen zu einem attraktiven Lebensraum und zur Heimat für die Bewohner machen können. Es gilt, die Chancen der Dichte

wahrzunehmen und zu nutzen. Schlüsselthemen sind geschickt geplante Freiräume und eine optimale Gestaltung des Strassenraums, soziale und kulturelle Begegnungsorte und die Schaffung attraktiver Einkaufsmöglichkeiten in den umgestalteten Quartieren. Eine Voraussetzung für das Gelingen ist sicherlich die bauliche Ausgestaltung – eine Herausforderung an die Behörden, die Architekten, Landschaftsarchitekten und Planer. Für das Gelingen ist ebenso der Weitblick und der Gestaltungswille der Politiker gefordert. Mindestens so wichtig sind aber engagierte Menschen, die diese Quartiere dann beleben und bewirtschaften.

Eigentumsrechte gegen Interessen der Öffentlichkeit

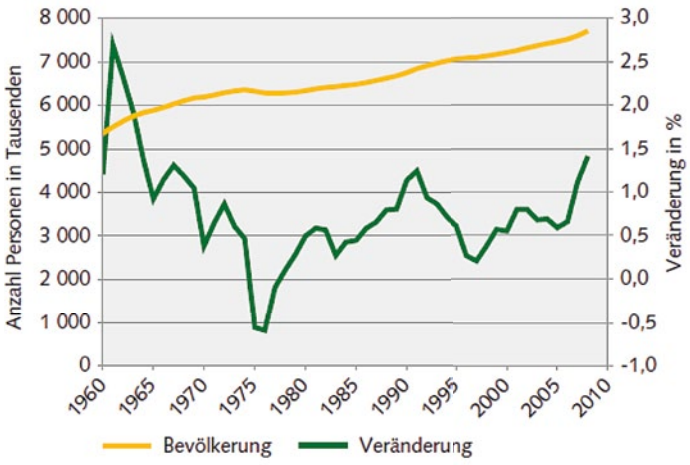
Wenn dichter gebaut und gleichzeitig Freiraum bereitgestellt sowie Räume für öffentliche Nutzungen angeboten werden sollen, steht dies oftmals mit den Einzelinteressen der Eigentümer im Widerspruch. Am Themenanlass «Dichte gestalten – Selbstverantwortung der Projektentwickler oder Lenkung durch behördliche Vorgaben?» der diesjährigen «Swissbau» provozierte Martin Neff, Chefökonom von Raiffeisen, mit der Forderung, die bisher unantastbare Eigentumsgarantie in Frage zu stellen: Diese sei zwar in der Verfassung verankert, doch das öffentliche Interesse an Wohnungen sei nicht minder hoch zu gewichten[5]. Eines der stärksten Hemmnisse gegen die Verdichtung seien immer noch die Einzelinteressen weniger Akteure.

Von Hoffnung motiviert

Das Institut INSIST hat diese Themen in den vergangenen Jahren im Rahmen der werteorientierten Dorf-, Regional- und Stadtentwicklung (WDRS) immer wieder diskutiert[4]. Eine wichtige Erkenntnis aus dieser Arbeit: Letztlich entscheidend sind engagierte Menschen, die ihren Lebensraum gestalten. Am Beispiel von Steinbach an der Steyr (Oberösterreich) sind es Politiker, Lehrer, Pfarrer und engagierte Bürger, die aus einer von ihrem Glauben und ihrer Hoffnung geprägten Werthaltung heraus eine beispielhafte Dorfentwicklung initiiert haben.

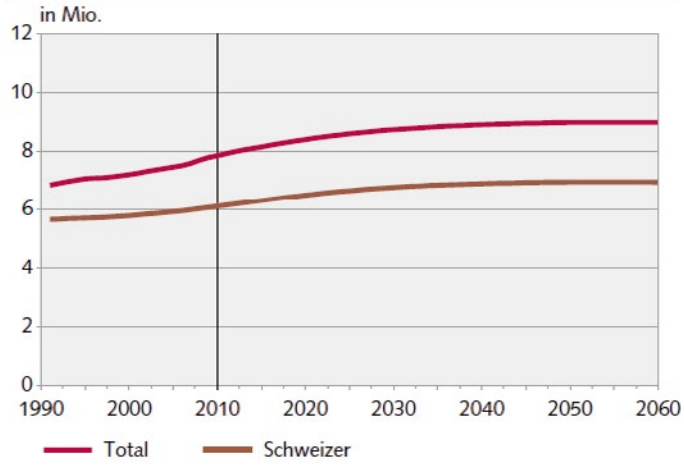
Der Theologe Tom Wright bringt dies so auf den Punkt: «Es heisst vielmehr, dass Menschen, die an die Auferstehung glauben, an einen Gott, der eine ganz neue Welt erschaffen wird, in der letztlich alles ins Lot gebracht werden wird, unaufhaltbar motiviert sind, in der Gegenwart für eine neue Welt zu arbeiten[5].»

Bevölkerung von 1960 bis 2008 G 01



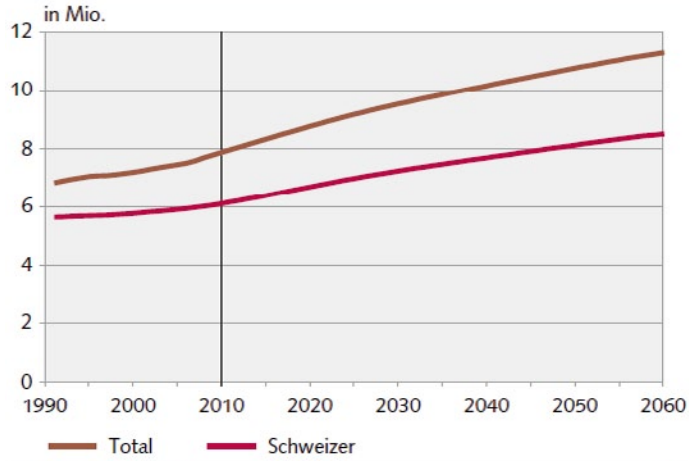
Quelle: BFS/ESPOP © BFS

Entwicklung der Bevölkerung gemäss dem mittleren Szenario A-00-2010, Gesamtbevölkerung und Schweizer G 20a



Quelle: BFS/SZENARIEN © BFS

Entwicklung der Bevölkerung gemäss dem hohen Szenario B-00-2010, Gesamtbevölkerung und Schweizer G 23a



Quelle:BFS/SZENARIEN © BFS

Quelle: Szenarien zur Bevölkerungsentwicklung der Schweiz 2010-2060, Bundesamt für Statistik, Neuchâtel, 2010

1 Bevölkerungsbestand 2013: Provisorische Ergebnisse, BFS, 24.04.2014 http://www.bfs.admin.ch/bfs/portal/de/index/themen/01/01/new/nip_detail.html?gnpID=2014-015

2 «11 Millionen Einwohner können eine Chance für die Schweiz sein.» Schweizer Radio und Fernsehen, Schweiz - News, Mittwoch, 19. Dezember 2012, 16.33 Uhr, aktualisiert um 17.07 Uhr Franziska Ramser / Michael Fröhlich

3 http://www.swissbau.ch/de-CH/ueber-die-swissbau/interaktiv/eventreport/2014/01/dichte-gestalten-selbstverantwortung-der-projektentwickler-oder-lenkung-durch-behoerdliche-vorgaben.aspx

4 Siehe verschiedene Artikel über Steinbach im Magazin INSIST oder das Dossier mit dem werteorientierten Gemeindebarometer auf www.dorfentwicklung.ch

5 Tom Wright, Von Hoffnung überrascht, Seite 228

PATER BEN

«Heimat ist dort, wo Gott ist»

Interview: Ruth Maria Michel **Kann ein afrikanischer Missionar in Steinhausen Heimatgefühle entwickeln? Ein Gespräch zum Thema «Heimat» mit dem Steyler Missionar Pater Ben aus Benin und Steinhausen.**

Foto: Ruth Maria Michel

(RMM) Pater Ben (Benjamin) ist jüngster Sohn von sechs Kindern, aufgewachsen in einer katholischen Familie in Benin. Seine Ordensausbildung erlebte er in Togo und Ghana. In Deutschland studierte er Theologie und engagierte sich dann in der Jugendarbeit. Bei Wanderwochen in Savognin lernte er die Steyler Missionare von Steinhausen kennen, zu deren Orden er gehört.

Magazin INSIST: In einem Satz, Pater Ben: Was ist Heimat für dich?
Pater Ben: Heimat ist für mich da, wo ich mich wohlfühle und Liebe und Geborgenheit ganz konkret spüren kann.

Heimat hat für dich nichts zu tun mit einem geografischen Ort?
Das Wort «Heimat» lernte ich erst mit der deutschen Sprache kennen. In meiner Muttersprache wie auch in der französischen Sprache spricht man von «pays d'origine» oder «pays natal».

Wo bist du daheim?
Jetzt bin ich daheim in meinem Orden in Steinhausen. Das heisst jedoch nicht, dass ich meinen Geburtsort oder meine Kultur wegschiebe.

Wie kamst du aus deinem «pays d'origine» Benin in dein Daheim Steinhausen?
Das war ein Weg, der mich zur Berufung in eine Ordensgemeinschaft führte.

Wie hast du gemerkt, dass dies deine Berufung ist?
(lacht) Alles begann mit dem Aussehen des Pfarrers. Ich fand ihn so schön angezogen mit seinem Talar. So wurde ich schon als Vierjähriger Ministrant. Es machte mir Spass, neben ihm zu stehen oder zu knien. Ich wollte wissen, wie man Pfarrer wird. Mit 12 Jahren trat ich ins Kinderpriesterseminar ein. Doch nach fünf Jahren trat ich wieder aus, weil mir die Disziplin zu streng war. Ich ging ans Gymnasium und an die Universität und wurde Lehrer. Aber die innere Stimme war immer noch da. Gott beruft sehr unterschiedlich. Gott nahm etwas Alltägliches, nämlich die Äusserlichkeit der Priesterkleidung, die mir gefiel, als Anfangsimpuls, mit dem er mich rief. Erst später spürte ich tief in mir, dass ich in einer Gemeinschaft und mit den Menschen leben und ein Werkzeug Gottes in der Welt sein möchte.

Was macht die Kirche zu deinem Zuhause?
Meine Eltern entschieden, mich auf die Welt und auf den Weg zum Glauben zu bringen. Wir beteten in der Familie. Und in der Kirche, die nur zwei Minuten von zuhause entfernt war, wurde fröhlich gebetet, gesungen und gefeiert. Das hat mir immer gefallen.
Ich sage jeweils den Taufeltern bei jedem Taufgespräch: Ob dieses Kind die Kirche einmal als Heimat erfahren wird, liegt an euch. Dass Kirche Heimat ist, kommt nicht von alleine: Man lernt, zuhause zu sein.

Die (katholische) Kirche ist auch eine Institution mit vielen, zum Teil verkrusteten Strukturen.
Ich empfinde die Struktur der Kirche als hilfreich, weil in jeder Kirche – ob Baracke oder Dom – die Atmosphäre überall gleich ist. Ein Kreuz, ein Altar, ein Tabernakel: Das vermittelt Heimatgefühl, unabhängig davon, ob ich Land, Sprache und Kultur kenne oder nicht. Zweitens ist es ein Gewinn, dass der Messfeier eine kluge Pädagogik zu Grunde liegt. Der Ablauf des Feierns ist klar, ob der Gottesdienst lebendig oder ruhig, langweilig oder relativ frei gestaltet ist. Lebendigkeit liegt an der Kultur, an den Menschen; an der Person des Vorstehers – und auch den Teilnehmenden. Fröhlich singen und tanzen gibt mir von meiner Kultur her Heimatgefühl.

Was hat Kultur mit Heimat zu tun?
Ich bin seit vier Jahren in der Schweiz. Die Kultur, die ich

hier erlebe, ist noch nicht so stark entfaltet wie meine Ursprungskultur. Kultur hat auch mit Genen zu tun. Auch wenn ich Schweizerdeutsch lerne, kann ich doch meine Gene nicht ändern. Ich bleibe «Beninois».

Meister Eckhart schrieb: «Nussbaums Same wächst zum Nussbaum, Birnbaums Same wächst zum Birnbaum, Gottes Same wächst zu Gott.» Du sprachst von Genen. Pater Ben, was macht deine tiefste Identität aus?
Ich bin ein einmaliges Geschöpf Gottes. Und ich wachse genau zu dem, was Gott in mich hineingelegt hat: zu meiner Berufung. Das drückt meine Identität aus: Ich bin ein von Gott berufener Mensch als Steyler Missionar. Und diese Identität und Berufung lebe ich jetzt in der Steyler Gemeinschaft in Steinhausen.

Heimat und Identität haben auch zu tun mit Sicherheit.
Ja, in Christus und im Orden habe ich Heimat gefunden. Wenn ich an die vielen Flüchtlinge denke: Wo finden sie Sicherheit? Wo Geborgenheit? Wo ich sicher und geborgen bin, da bin ich zu Hause.

Hat Heimat auch etwas mit Patriotismus zu tun?
Patriotismus hat zu tun mit der Liebe zum Vaterland. Viele Menschen kennen heute ihr Vaterland nicht mehr. Da kommt in der Pfarrei beispielsweise ein Vater aus Polen, die Mutter aus Irland. Die Familiensprache mit den Kindern ist Deutsch. Liebe und Loyalität zu meiner «patrie» kann ich auch ausserhalb meines Heimatlandes leben. Zum Beispiel kommen Portugiesen oder Italiener zusammen und feiern je in ihrer Sprache Gottesdienst. Das ist auch eine Form von Patriotismus. Oder wenn die Leute bei einer Weltmeisterschaft überall ihre Landesfahne aufhängen, um ihre Heimat oder «Vaterlandsmannschaft» von ferne zu unterstützen. Patriotismus pur!

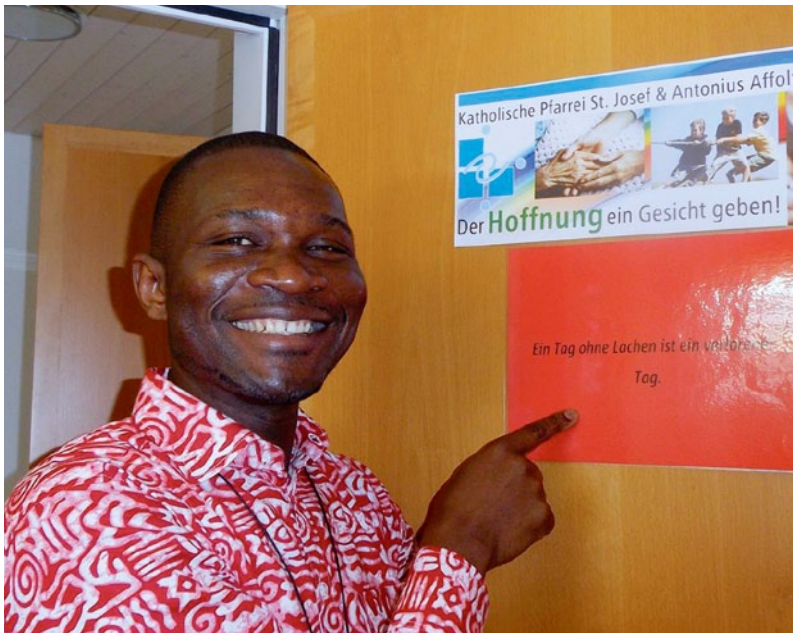
Die Bibel braucht Bilder, wenn sie von Heimat spricht.
Ja, Heimat hat mit Gott zu tun. Wir sollen uns in Gott einwurzeln. In Gott bin ich zu Hause. Wenn ich weg von Gott bin, bin ich heimatlos. Und wenn ich in ihm bin, bringe ich Frucht hervor. Das soll man erkennen in meiner Tat und meinen Worten. Das soll ausstrahlen. Ich kann nicht in Gott verwurzelt sein und Gott-los leben.

In den Klageliedern las ich «Meine Not ist gross. Ich habe keine Heimat mehr. Schon der Gedanke daran macht mich krank.» Da fällt mir das Wort Heim-Weh ein.
Nicht zu Hause sein tut mir weh. Ich vermisse mein Heim und meine Beziehungen. Für mich ist deshalb Heimat ein dynamischer Begriff und nicht immer ein Ort. Ja, ich vermisse meine Eltern und meine Kameraden. Ich vermisse die Lebendigkeit, wie man im Benin Gottesdienste feiert, und ich vermisse die Wärme Benins im kalten Schweizer Winter, wo man drei Jacken anziehen muss.

Im Philipperbrief steht «Unsere Heimat ist im Himmel ...»
Wir Menschen sind zur Gemeinschaft erschaffen. Denn Gott ist Gemeinschaft: Vater, Sohn und Heiliger Geist. Kein Mensch kann für sich allein leben. Deshalb verstehe ich Heimat als Beziehung zu Menschen und zu Gott. Heimat ist nicht etwas Passives: Wir sind unterwegs von einer Heimat zur anderen. Deshalb verstehe ich die Passage im Philipperbrief als Unterwegs-Sein, gemeinsam auf den Himmel hin, in die Ewigkeit Gottes.

So wie das Neue Testament sagt, wir seien Pilger auf der Erde und unsere Heimat sei in der Ewigkeit?
Pilger auf der Erde zu sein ist für mich ein dynamisches Unterwegssein. Im Glauben bekennen wir, dass wir von Gott kommen – in die Schöpfung. Und später zu ihm zurückkehren. Wir kommen von der Heimat auf die Erde und kehren zurück in die Heimat. Gegenwärtig ist die Erde mein Zuhause, weil Heimat ist, wo Gott ist. Und Gott ist auch heute und jetzt auf der Erde. Er ist unterwegs mit mir. Ich bin unterwegs mit ihm. Ich bin jedoch mehr als ein Gast, denn ein Gast kann nicht mitgestalten. Aber wir dürfen Gott bei seinem Schöpfungswerk unterstützen. Wir sind mehr als ein Gast, wir sind Mitarbeiter Gottes auf Erden.

Das Abstimmungsergebnis der «Masseneinwanderungsinitiative» hat wohl auch mit Abgrenzung zu tun. Was haben Heimat, Identität und Abgrenzung miteinander zu tun?
Heimat, Identität und Abgrenzung haben nur politisch, ökonomisch und geographisch miteinander zu tun! Da herrscht Angst vor der Zukunft. Da fehlen Hoffnung und Zuversicht und somit auch Gottvertrauen. Aber im Glauben sollte es keine Abgrenzung geben. Da sollten wir die Lektion Jesu ernst nehmen: «Lasset alle zu mir kommen ...». Da gibt es keine Abstimmung über «Masseneinwanderungsinitiative». Gott ist ein Gott der Vielen.



Pater Ben – den Schweizern ein Schweizer, aber mit einem afrikanischen Motto: «Ein Tag ohne Lachen ist ein verlorener Tag.»

photocase

MEHR ALS EINE HEIMAT

... und trotzdem beheimatet

Marianne Marti **Die ausgebildete Lehrerin und Sprachforscherin Marianne Marti arbeitet ihrer Berufung gemäss weit weg von ihrer Heimat. Trotzdem ist sie nicht heimatlos.**

Ich steige in Bellinzona aus dem Zug. Der süssschwere Duft der Kastanienblüten hüllt mich ein – tief einatmen: Ich bin aus der Ferne heimgekommen!

Zartgoldene Sonnenstrahlen lassen das sattgrüne Laub der Buchen aufleuchten, die Vögel zwitschern ihr Morgenlob – mein Gebetsweg am Waldrand von Holzhausen – vertraut gewordene Heimat!

Fünf Stunden Autofahrt durch die Steppe, am Horizont steigen die Silhouetten von Abutalif und Mont Jabal aus dem heissen Dunst der Ebene: Ich bin wieder in meinem Land angekommen!

Auf der Veranda genüsslich den starken Kaffee aus meiner grossen blauen Tasse schlürfen, die sanfte Morgenbrise kühlend auf der Haut spüren – das Gästehaus in der Hauptstadt – jeweils mein Zuhause auf Zeit.

Im Kamin prasselt ein Feuer, das die Wohnstube sanft erleuchtet. Mami und ich sitzen auf dem Sofa, plaudern. Kindheit und Gegenwart reichen sich die Hand. Da bin ich daheim!

Marianne Marti arbeitet seit 10 Jahren mit Wycliffe in Afrika.

Was ist Heimat? Was macht Heimat aus? Wieviel Heimat braucht der Mensch?
An jedem Ort eine Kiste mit meinen Sachen? Eine meiner Tassen in jedem Schrank? Gerüche, Gefühle, Geräusche, Ansichten, Erinnerungen, Begegnungen – Vertrautheit.
Ja, Vertrautheit fasst alles zusammen: Heimat ist, was ich mir vertraut gemacht habe. Wie der Kleine Prinz seine Rose gezähmt hat.
Im Wechsel von Ort zu Ort, von Kontinent zu Kontinent, stellt sich immer wieder neu die Herausforderung des Übergangs von einer Heimat in die andere. Meine Seele startet diesen Prozess zwei bis drei Wochen zum Voraus. Was gilt es noch zu erledigen? Was muss ich mitnehmen, was zurücklassen? Was wird mich am anderen Ende der Reise erwarten? Abschiednehmen von Freunden und Familie hier – Willkommen-geheissen-Werden von Freunden und Familie dort. Loslassen, sich einstellen, den alten Rhythmus am neuen Ort finden, hinüberwechseln von einer Heimat in die andere.

Wem die Heimat fremd geworden, dem wird auch die Fremde Heimat sein.
Einer ist immer bei mir. Derjenige, der verheissen hat, mich nie zu verlassen, in jeder Situation treu zu mir zu stehen. Der Ewige. Seine starke Rechte hält mich. Meine Seele ist verankert in einer himmlischen Heimat, hinter dem Vorhang, im Heiligtum. Jeder Aufbruch mahnt mich, dass es auch ein letztes Loslassen gibt, ein endgültiges Aufbrechen.

Ein betagter Pfarrer hat es einmal treffend formuliert: Sterben ist von der einen Hand Gottes in die andere hinüberwechseln.

Wem die Heimat fremd geworden, dem wird auch der Himmel Heimat sein.

123rt/Narongsak Nagadhana

GLOSSE

Von Gletschern, Bewahrung und Segensströmen

Thomas Hanimann **Im kleinen Alpenland, wo sich Menschen mit vier Landessprachen urdemokratisch zusammengefunden haben, kam es vor 10 Jahren zu einer folgenschweren Verwechslung: Als nämlich am 8. Februar 2004 die Verwahrungsinitiative von einer deutlichen Mehrheit angenommen wurde, waren wohl viele Ja-Stimmende der Überzeugung, es gehe nicht um Verwahrung, sondern um Bewahrung. Jawohl, Bewahrung, das braucht man in so unsicheren Zeiten, in denen Gletscher schmelzen, Richter Straftäter wieder laufen lassen, Ausländer unkontrolliert über die Grenze kommen und Arbeitsplätze verloren gehen. Bewahrung ist der Grundsatz, der gleich zu Beginn unserer Bundesverfassung stehen sollte: «Artikel 1 – Wir, Schweizerinnen und Schweizer bewahren – immer.»**

Bewahrung von uns selbst, unseres Landes, unserer Seen, Berge und Flüsse, unserer Uhren und auch unseres Himmels. Ja, auch das ist ja hinlänglich bekannt. Als Schweizer sind wir dem Himmel am nächsten. Von unseren Viertausendern fliessen Ströme in alle Welt. Stolze Gewässer wie der Rhein, die Rhone und der Inn, knapp neben unserer Grenze auch noch die Donau und der Po. Klare Segensströme, in denen sich die Schöpfung Gottes widerspiegelt. Niemals schmutzige Gewässer wie der Ganges oder der Nil. An unseren Flüssen und Seen baut man schliesslich nicht Minarette oder gar heidnische Tempel, sondern Kirchtürme. Ein Segen für andere sein – das ist die Berufung, die Gott seinen beiden Völkern gegeben hat: Israel und der Schweiz.

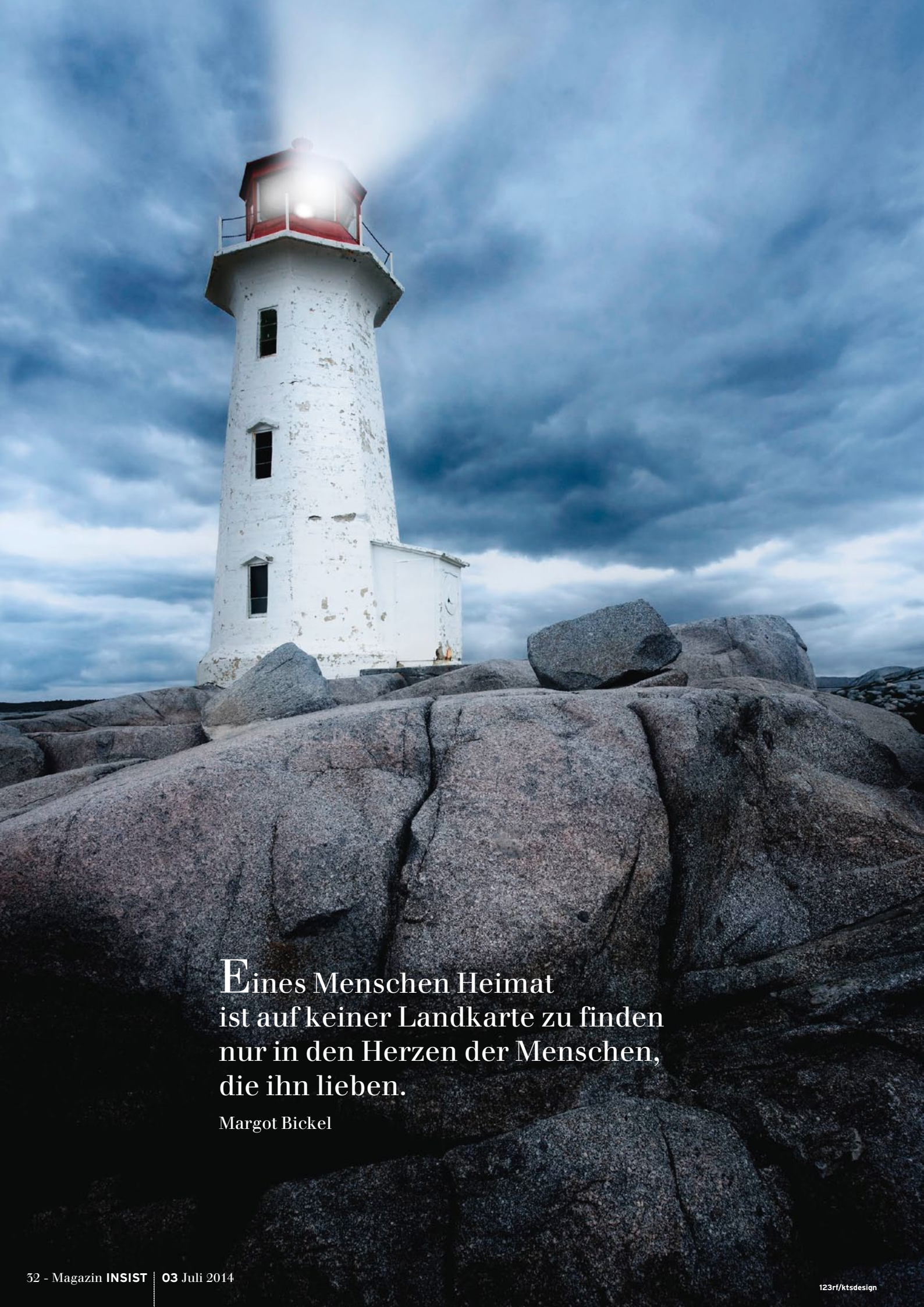
Selbst die Patrouille Suisse soll sich erfolgreich gegen Minarette gewehrt haben. Bei halsbrecherischen Flügen ihrer Piloten sind diese schlanken Gebets-Türmchen noch gefährlicher als unsere AKWs. Nun gibt es neuere, der Schweiz unwürdige Stimmen, die fordern, auch die Kirchtürme und mit ihnen zusammen noch die entvölkerten Kirchen abzubrechen. Solche Freidenker haben allerdings nicht mit dem Schweizer Heimatschutz gerechnet. Dieser beharrt darauf, dass auch leere Gemäuer weiterhin schweizerisches Kulturgut und damit ein Stück Heimat sind.

Die Segensströme lassen wir aus der Schweiz immer stärker über Europa, ja über die ganze Welt fliessen: Schliesslich haben wir den Alpsegen, die Schweizergarde, das Schweizerkreuz und die Schokolade. Das ist unsere Heimat. Und wir sind dabei grosszügig. Neben der Wasserkraft kommen auch Wunderpillen von der Stadt am Rhein und verbreiten sich über die ganze Welt, zugegeben – für Familien in Indien und Afrika ein teurer Segen. Und gerne geben wir Schwarzgold aus der Limmatstadt dazu und etwas Quecksilber ins Wasser der Rhone.

Einverstanden, manchmal weisen unsere Flüsse einen bedenklich niederen Wasserstand auf, unsere Bäche drohen zu versiegen und die Fische auszusterben. Da bleibt nur eines: Wir fördern den Verkehr zu Land, Wasser und in der Luft. Damit können wir die Gletscherschmelze beschleunigen. Und unsere Nachbarländer haben wieder genügend Wasser – bis zum Überfliessen. Eine weitere Form unserer Nächstenliebe.

Vergessen wir bei aller Liebe zum Nächsten aber nicht uns selbst und unsere Heimat. Und was Heimat ist, bestimmen wir selbst. Am liebsten mit dem Ur-Recht jeden Schweizers – dem aufrechten Gang an die Urne: Da bestimmen wir, was die Schweiz ist und was sie nicht sein darf. Wir akzeptieren weder fremde Richter über uns – und das gilt seit 1291 – noch die Einschränkung unserer Neutralität, weder sächsische oder norddeutsche Stimmen am Radio und schon gar nicht den Blick in unsere Lohntüte. Zu unserer Heimat gehören Kuhglocken, Jodlerfeste und Roger Federer mit seinem Schweizer Standort-Marketing von Melbourne bis Shanghai.

Und zu unserer Schweiz gehört ein Kreuz auf jedem Berggipfel. Es kündet von unserm Glauben und dem uneingeschränkten Recht auf unsere Heimat. Als freie und unabhängige Bürger wollen wir selber bestimmen, was mit unsern Gletschern geschieht. Bewahre uns Gott: Wir verwahren uns gegen jede Einmischung!



Eines Menschen Heimat
ist auf keiner Landkarte zu finden
nur in den Herzen der Menschen,
die ihn lieben.

Margot Bickel

123rf/ktsdesign

Israel – Heimat der Juden!?

Felix Ruther **In einem kleinen Büchlein von Ingolf Dalferth[1] las ich eine interessante Auslegung zur «Bindung Isaaks[2]». Dalferth zeigt, dass der Tötungsauftrag Gottes an Abraham in dieser Geschichte eine unauflösliche Spannung zwischen Gottes Verheissungen und deren Verunmöglichung hervorruft.**

Gott verheisst Abraham, dass er durch Isaak[3] zu einem grossen Volk werden solle – so zahlreich wie der Staub der Erde[4]. Und nun soll Abraham gerade diesen Sohn opfern, das «einzig verlässliche Unterpfand der Verheissung Gottes»?

Ein Gott ohne Verheissung?

Gibt Gott etwas mit der einen Hand, was er dann mit der anderen wieder nimmt? Kann man einem Gott trauen, der seine Zusagen jederzeit und ohne Grund wieder zurücknehmen kann? Das sind die Fragen, vor denen Abraham steht.

Wenn Gott nicht zu seinen Verheissungen steht und Isaak sterben muss, dann kann sich dieser Gott ebenso gut aus Israels Geschichte verabschieden. Denn auf einen solchen Gott ist kein Verlass. Nun wissen wir aber, wie die Geschichte ausgeht. Isaak wird nicht geopfert. Gott rettet Isaak durch die Stimme seines Engels. Damit endet für Abraham die notvoll empfundene Selbstwidersprüchlichkeit Gottes. Nun kann er mit Bestimmtheit sagen: Gottes Verheissungen sind gewiss. Gott hat sich an seine Verheissungen gebunden. Er wird ihnen nie mehr widersprechen. So ist «Gott nicht mehr ablösbar von dem, was er Israel verheissen hat. Gott lässt sich nicht mehr gegen seine Verheissungen ausspielen[5]».

Felix Ruther ist Studienleiter der VBG und Präsident von INSIST
felix.ruther@insist.ch

Was hat Gott Israel verheissen?

Hauptsächlich drei Dinge:

1. die Verheissung des Landes[6]
2. die Verheissung von Nachkommenschaft
3. die Verheissung von Gottes Gegenwart bei seinem Volk.

Sind diese Verheissungen hinfällig geworden, hat Israel nicht alles verspielt, weil es den Weisungen Gottes (Tora) in seiner Geschichte nicht gefolgt ist? Gott hat dem Volk doch auch angedroht, dass es in diesem Falle aus dem Land herausgerissen werde[7]. Was denn auch mehrfach geschehen ist. Das war aber nicht das letzte Wort Gottes über Israel. Jeremia konnte in prophetischer Sicht dem Volk die Worte Gottes verkünden, dass er das Volk wieder in das Land der Väter zurückbringen werde[8]. Auch der Exilprophet Hesekiel weissagte[9], dass Gott sein Volk wieder aus allen Völkern sammeln und es zurückbringen werde in sein Land.

Unerfüllte Verheissungen

Oder widerruft Gott seine Landverheissung, weil Israel grösstenteils nicht an Jesus als seinen Messias glaubt? Darauf antwortet Paulus, dass auch nach der Verwerfung Jesu der Bund und die Verheissungen nach wie vor in Kraft sind[10]. Gleichzeitig gab und gibt es in der christlichen Kirche das Denkmodell, dass alle Verheissungen in Christus erfüllt worden seien und sie somit ihre Zeit gehabt hätten. Aber auch hier sagt Paulus nicht, dass sie alle «erfüllt» worden seien, sie seien durch Christus «bestätigt worden[11]». So kann die Landverheissung nicht dahingehend aufgelöst werden, dass nun nach Christus die ganze Welt Stätte von Gottes Heil sei und dass die Prophetien der Rückkehr und Wiederherstellung ein Hinweis auf das Hinzukommen der Heiden zur Kirche seien.

Wie diese immer noch gültige Landverheissung in der heutigen Geschichte umgesetzt werden soll, ist schwer zu deuten. Geschieht es durch Heer und Kraft oder durch den Geist? Ist es Aufgabe des heutigen Staates Israel, diese Verheissungen umzusetzen? Oder ist dieser Staat nur eine Zwischenstufe auf dem Weg zur Erfüllung der Verheissungen?

Oder haben die orthodoxen Juden Recht, wenn sie sagen, dass das Volk das Land erst wieder erhalten werde, wenn der Messias (wieder)kommt? Die heutige vertrakte politische Situation ruft in der Tat nach dem Messias Jesus, der verhärtete Herzen verändern und verfeindete Völker in Frieden vereinen kann. Diesem Ziel müssen sich aber auch Politiker vor Ort und ihre Freunde in Ost und West hingeben. Wenn sie es schaffen, Schritte zu mehr Frieden in Israel und Nahost zu tun, nehmen sie die vornehmste Aufgabe wahr, zu der sie berufen und gewählt sind.

Rembrandt: «Der Engel verhindert die Opferung Isaaks».

1 Ingolf U. Dalferth, «Umsonst», ISBN 978-3-16-150940-7, S. 149 f.
Dalferth war von 1995 bis 2013 Ordinarius für systematische Theologie an der Universität Zürich
2 1 Mose 22
3 1 Mose 17,19
4 1 Mose 13,16
5 Dalferth, S. 152
6 beginnend mit 1. Mose 12,7; 13,15; 15,7.18; 17,8
7 5 Mose 28,58-68
8 Jer 16,15
9 Hes 36,24
10 Röm 9,4
11 Röm 15,8

Die politische Gemeinde als Übungsfeld der Erneuerung

Hanspeter Schmutz **Wer sein Dorf, die Region oder das Stadtquartier mit andern Menschen zusammen auf einen werteorientierten Kurs bringen möchte, muss sich nicht nur auf die «richtigen» Werte ausrichten, sondern auch den Blick fürs Ganze schulen und ein systemisches Denken entwickeln. Die christliche Gemeinde ist dafür Vorbild und Übungsfeld.**

In einem durchschnittlichen Gemeinderat schaut jeder auf sein Ressort und kämpft um einen möglichst guten Platz bei der Vergabe der knappen Mittel. Eine politische Gemeinde kann aber nur dann ausgewogen entwickelt werden, wenn die verschiedenen Aspekte des Dorfes ineinander greifen können. Dabei ist jeder Einzelne wichtig.

Die politische Gemeinde als Leib

Bei WDRS-Beratungen[1] vergleiche ich das Dorf, die Region oder ein Stadtquartier oft mit einem Leib – und knüpfe dabei bewusst beim biblischen Bild der christlichen Gemeinde als «Leib Christi» an.

Die *Glieder* dieses «Dorfleibes» sind die unterschiedlichen Teilsysteme. Dazu gehören die einzelnen Quartiere und der Dorfkern; Schulen, Läden, Unternehmen, Landwirtschaftsbetriebe und Restaurants; Familien, Singles, ältere Menschen und Randgruppen; Parteien und Vereine und – die Kirche.

Ein besonderes Gewicht haben die politischen Behörden, die Gemeindeverwaltung – und letztlich auch die Gemeindeversammlung: Als *Haupt* ermöglichen, verstärken (oder hindern) sie die Entwicklung des Dorfes.

Hanspeter Schmutz ist Publizist und Leiter des Instituts INSIST
hanspeter.schmutz@insist.ch

Dank den *Nerven* – den Beziehungen – kommen die verschiedenen Glieder miteinander in Kontakt. Wer die Teilsysteme mit Linien verbindet und dabei die Nähe und Qualität der Beziehungen berücksichtigt, erfährt mit diesem visualisierten Beziehungsgeflecht viel über die Dorfgemeinschaft. Es wird sofort deutlich, wo Vernetzungsarbeit, Konfliktbearbeitung oder soziale Hilfe nötig sind, um das Dorf zu stärken.

Die *Umwelt* ist die Haut, die den Dorfleib umhüllt: also Luft und Boden, Fauna und Flora, Wald, Gärten und Gewässer. Die Umwelt hat keine menschliche Stimme und wird deshalb oft überhört. Aber gerade der Zustand der natürlichen Räume ist entscheidend für die Lebensqualität aller Beteiligten.

Das *Skelett* des Dorfleibes wird von der Infrastruktur gebildet: Hier geht es um Strassen und Wege, Leitungen und öffentlich genutzte Gebäude. Dieser Aspekt der Dorfentwicklung gewinnt in der Regel rasch die Aufmerksamkeit der Politiker. Hier kann man sich Denkmäler setzen, und man ist rasch bereit (und manchmal auch gezwungen), viel Geld auszugeben.

Der *Stoffwechsel* ist in der Ver- und Entsorgung eines Dorfes abgebildet. Angesprochen sind etwa die Bereiche Frischwasser und Abwasser, Energieversorgung und Beleuchtung, Abfall und Kompostierung.

Die Wirtschaftskreisläufe im Dorf entsprechen den *Blutbahnen*. Es ist entscheidend, dass innerhalb des Dorfes ein wirtschaftlicher Austausch stattfindet: Durch das Einkaufen und die Verpflegung im Dorf und bei den lokalen Bauern, dank dem Einbeziehen einheimischer Handwerker und Betriebe und der damit verbundenen direkten und persönlichen Qualitätskontrolle ist es möglich, vor Ort eine lokale Konjunktur zu schaffen. Im Bild gesprochen: Der Blutkreislauf wird angekurbelt und der Körper blutet nicht aus.

Die *Muskeln* des Dorfleibes zeigen sich in den Stärken und Schwächen, Chancen und Risiken des Dorfes, die es sorgfältig zu analysieren gilt.

Das *Herz* der Dorfgemeinschaft wird gebildet durch die gemeinsamen Werte wie etwa Gemeinschaft, Wahrheit und Liebe, Gleichheit und Gerechtigkeit, Freiheit und Liebe und durch eine gemeinsame Vision. Gemeinsame Werte sind heute nicht mehr selbstverständlich. Sie müssen ausgehandelt, festgehalten und in konkreten Entwicklungsschritten auf dem Weg zum Ziel umgesetzt werden. Ohne diesen Herzschlag geht eine Gemeinde früher oder später zugrunde – oder wird unfreiwillig fusioniert.

Zur *Seele* gehören die Geschichte, der Charakter und die Identität des Dorfes. Diese Aspekte sollen und dürfen in der Entwicklung ernstgenommen werden.

Bleibt noch der *Geist*[2]. Dazu gehören die Fluch- und Segensspuren einer Dorfgemeinschaft – und die Kirche, verstanden als Gesamtheit der Christen vor Ort. Sie sind entscheidend wichtig für die geistliche, menschliche und strukturelle Entwicklung des Dorfes.

Die Aufgabe der Christen

All diese Aspekte sind voneinander abhängig und beeinflussen einander gegenseitig. Christen kennen dieses Denken aus der kirchlichen Gemeinschaft – dem Leib Christi. Sie sind deshalb hervorragend geeignet, segensreiche Entwicklungen vor Ort anzuregen und durchzutragen, zusammen mit allen weiteren Menschen guten Willens. So können sie glaubhaft auf den verweisen, der unsere Welt zusammenhält[3].

1 Werteorientierte Dorf-, Regional- und Stadtentwicklung (WDRS), siehe: www.dorfentwicklung.ch
2 Im biblischen Sinne als geistliche Dimension verstanden (nicht als «Verstand»)
3 Kol 1,15-17

123rf/Sebastian Kaulitzki

Trouble in Paradise

wikipedia/Thomas Ledl

Burgtheater in Wien

Adrian Furrer **«Die letzten Zeugen» war auf dem diesjährigen Berliner Theatertreffen einer der Höhepunkte. Ein Triumph des armen Theaters. Auf eindrücklich unprätentiöse Weise gelang es der feinfühligen Inszenierung des Wiener Burgtheaters noch einmal, den Texten und Erzählungen von fünf hochbetagten Holocaustüberlebenden eine Bühne und einen Raum zu geben.**

Die Premiere in Wien fand am 13. Oktober 2013 statt. Regie: Matthias Hartmann, seit vier Jahren Intendant der weltbekannten österreichischen Nationalbühne und auf dem Höhepunkt seiner Karriere. Sein Theater war erfolgreich bei Publikum und Feuilleton, er selber ein Liebling der Hauptstadtgesellschaft.

Vom Hartmann zum Buhmann

Kein halbes Jahr später ereilte ihn die sofortige Entlassung aus seinem noch bis 2019 laufenden Vertrag. Er galt als Mitverantwortlicher der «Causa Burgtheater», eines Finanzskandals von ungeahntem Ausmass, der dieses Kulturheiligtum nachhaltig erschütterte. Wochenlang bestimmten Begriffe austro-juristischer Art wie Unverzüglichkeitsprinzip, Malversationen, Geschäftsgebarungen und dolose Handlungen die Berichterstattung über die «Burg». Und der Hartmann wurde zum Buhmann. Nicht die zurückhaltende Kunst und Sensibilität seiner letzten Inszenierung waren jetzt Thema, sondern sein autokratischer Führungsstil, sein grossmännisches Auftreten und seine Selbstbedienungsmentalität, mit der er sich selber die höchsten Gagen und Produktionsetats ausbedungen hatte.

Adrian Furrer ist professioneller Schauspieler und lebt in Henggart ZH.
adrian.furrer@sunrise.ch

Die Tragik der guten Seele

Noch tragischer erging es seiner Vizedirektorin, welche die ganze unrühmliche Geschichte um das 20 Millionen-Defizit ins Rollen gebracht hatte. Wenn jemand die Seele des Burgtheaters verkörperte, war das Silvia Stantejsky. In 33-jährigem unermüdlichem Einsatz hatte sie sich von der administrativen Mitarbeiterin zur Geschäftsführerin hochgearbeitet. Ihr Enthusiasmus für das Theater war legendär. Jeder, der mit ihr zu tun hatte, fühlte sich sofort aufgehoben. Getrost konnte man ihr all die unangenehmen finanziellen und steuerlichen Dinge überlassen und sich ganz aufs Kreative konzentrieren. Sie lebte den Ruf des Burgtheaters und der Stadt Wien, dass man hier als (Theater)Künstler bestens geschätzt und umsorgt ist.

Als Matthias Hartmann ihr von einem Tag auf den andern kündigte, war der Aufschrei im Ensemble gross. Er mündete in einem Misstrauensvotum ihm gegenüber, der Anfang seines Endes als Burgdirektor. Doch er konnte wohl nicht anders. Zu Beginn ging es um ein paar tausend Euro, deren Transfer auf ihr Privatkonto Frau Stantejsky den Wirtschaftsprüfern nicht ausreichend erklären konnte. Und am Ende stand das so genannte «System Stantejsky» mit Fehlbeträgen in Millionenhöhe.

Warnungen in den Wind geschlagen

Schon lange hatten die Direktoren des Burgtheaters darauf aufmerksam gemacht, dass die seit Jahren eingefrorenen Zuschüsse nicht mehr ausreichen würden, um das künstlerische Niveau zu halten. Aber die Warnungen wurden nicht gehört. Und so baute Stantejsky ein abenteuerliches Konstrukt von Transaktionen und Kassen auf und schob grosse Summen zwischen ihren eigenen Konten und denen des Theaters hin und her, um die Bilanzen aufrecht zu erhalten und auch, um die singuläre Bedeutung der «Burg» als einer Art Oase des ungestörten Schaffens und Hort der besten (und teuersten) Theatermacher zu bewahren.

Sie gewährte Vorschüsse aus der eigenen Kasse und schrieb die Beträge später wieder dem eigenen Konto gut. Sie verwahrte die Gagen der Gäste und jonglierte wohl mit dem anvertrauten Geld, um den Theaterbetrieb nicht zu gefährden. Nur: Diese Undurchsichtigkeiten widerspiegelten sich auch in der Bilanz des ganzen Betriebs. Aber trotz aller KPMGs und Aufsichtsräte wollte niemand etwas bemerkt haben.

Dass Silvia Stantejsky sich bereichert hat, glaubt eigentlich niemand. Aber seit Anfang April muss sie sich vor Gericht verantworten. Die Vorwürfe reichen von Urkunden- und Beweismittelfälschung über Untreue bis zu Geldwäsche.

Für die Politik ist alles klar: «Jetzt muss die finanzielle Stabilität im Vordergrund stehen!» Geplant sind Kurzarbeit, massive Reduktionen der Produktionsmittel und Entlassungen. Das Burgtheater ist in der Realität angekommen. Dass damit ein Humus gefährdet ist, der Produktionen wie «Die letzten Zeugen» erst möglich macht, steht auf einem anderen Blatt.

123rf/Kirill Kedrinski

123rf/designpics

Christen können von der Film- und Fernsehindustrie lernen, Rituale zu schaffen, die Menschen zueinander und dem Glauben nahebringen.

Das Ritual am Sonntagabend

Andy Schindler-Walch **Ob «Tatort», «James Bond» oder «Star Wars»: Menschen brauchen Rituale und wollen wiederkehrende Figuren und Folgen sehen, die ihnen ein Stück Heimat und Geborgenheit vermitteln.**

Eine persönliche Umfrage im christlichen Bekannten- und Freundeskreis zeigte mir deutlich: Der «Tatort», der jede Woche am Sonntagabend am Fernsehen ausgestrahlt wird, ist bei Christen beliebt. Auch Menschen, die wenig Zeit haben, Fernsehen zu schauen, schalten dann regelmässig den Apparat ein. «Die Sendung ist ein Ritual am Sonntagabend, appelliert an das Seriengedächtnis und bringt ein Stück Geborgenheit ins Wohnzimmer», sagte Stefan Scherer in einem Interview mit dem «Tages-Anzeiger» im letzten Herbst. Der Germanist ist Professor an der Uni Karlsruhe und hat zusammen mit Kollegen alle bisher ausgestrahlten «Tatort»-Sendungen analysiert.

Wir gehören zusammen

Rituale sind wichtig für die Menschen im Alltag. «Alles läuft auf Autopilot. Der Mensch kann seine Gedanken schweifen lassen und sich entspannen», schrieb die Deutsche Presseagentur dpa in einem Beitrag über Rituale im Alltag und meinte weiter: «Jede Kultur, gesellschaftliche Schicht, Familie und jeder Freundeskreis hat eigene Rituale. Sie geben nicht nur Sicherheit, sondern auch ein Gefühl der Zusammengehörigkeit.»

Was für viele Rituale im Alltag gilt, trifft auch auf Filme und Serien zu. Ich kenne Menschen, die kaum je ins Kino gehen, aber einen neuen James Bond-Film verpassen sie nie. Es ist ein festes Ritual, das sie pflegen. Und die Filmemacher berücksichtigen diesen Umstand. So war die Begeisterung der Kinozuschauer gross, als der britische Agent im letzten Film «Skyfall» plötzlich wieder seinen alten Aston Martin DB5 aus der Garage holte, der schon in alten Bondfilmen zu sehen war. So etwas hilft zum Prägen von Ritualen und trägt dazu bei, dass James Bond seit 50 Jahren zu den erfolgreichsten Filmreihen der Kinogeschichte gehört.

Das Gleiche gilt auch für «Star Wars» («Krieg der Sterne»). Die bisher sechsteilige Science Fiction-Serie, gespickt mit kulturellen und religiösen Bezügen, wird 2015 fortgesetzt. Laut der deutschen Kinozeitschrift «cinema» ist der siebte Teil dieses Weltraummärchens der am meisten erwartete Kassenschlager für das nächste Jahr. Kein Wunder, denn seit dem ersten Film aus dem Jahr 1977 sind mehrere Generationen herangewachsen, die im Laufe dieser Zeit die Filme gesehen und sich mit den wiederkehrenden Ritualen vertraut gemacht haben. Dazu gehören zum Beispiel die pompöse Musik von John Williams oder die rasanten Laser-Schwertkämpfe.

Rituale auch in der Kirche feiern

Was können Christen daraus lernen? Der Film- und Fernsehindustrie gelingt es, Rituale zu schaffen und so eine Verbindung zu vielen Menschen herzustellen. Das können Christen auch – und zwar mit kirchlichen Ritualen. Diese können dazu beitragen, Menschen mit dem christlichen Glauben in Berührung zu bringen. Sie sind zudem viel älter als alle Rituale aus den Kino- oder Fernsehfilmen. In jeder Kirchgemeinde finden sich solche Rituale. «In all den Ritualen der Kirchen, die im Verlauf des Kirchenjahres vollzogen werden, oder auch in persönlichen Ritualen, wie Morgen- und Abendgebet, steckt viel Weisheit. Es ist eine christliche Lebenskultur, die nicht nur der Seele, sondern auch dem Leib gut tut», sagte der Benediktinerpater Anselm Grün einmal in einem Interview gegenüber der Neuss-Grevenbroicher Zeitung.

Mein Fazit: Es lohnt sich darum, Rituale im Gottesdienst zu pflegen, Menschen dazu einzuladen und so Gemeinschaft miteinander und mit Gott zu feiern.

Andy Schindler-Walch ist Filmspezialist; er bespricht Filme in mehreren Zeitschriften und für Radio Life Channel.
andy.schindler@bluewin.ch

16 Fragen an Dieter Bösser

... gestellt von Hanspeter Schmutz

Psychologie und Theologie, Glaube und Leben, soziale Kompetenz und Eigenständigkeit – das sind Pole, zwischen denen sich Dieter Bösser, der neue Leiter der VBG-Berufstätigenarbeit, mit Eleganz und Kompetenz bewegt.

zvg.

Ihre erste Kindheitserinnerung?
Im Alter von ca. vier Jahren musste ich für eine Woche ins Spital, um die Mandeln operativ entfernen zu lassen. Auf das kollektive Geschrei der heimwehgeplagten kindlichen Patienten reagierte eine junge Schwester, indem sie etwas in das Krankenzimmer schrie und die Tür zuschlug.

Ihre erste positive Glaubenserfahrung?
Als ich mich in den frühen Teenagerjahren Jesus Christus zuwandte, vollzogen auch einige andere diesen Schritt. Wir erlebten damals «eine erweckliche Zeit».

Ihre erste Enttäuschung im Glauben?
Nach einer Bibellesebundfreizeit landete ich eher hart im realen Alltag. Sehr gerne hätte ich die Gemeinschaft und Stimmung dieser Tage festgehalten.

Ihre erste Erfahrung mit dem weiblichen Geschlecht?
Auf der erwähnten Freizeit entdeckte ich ein Mädchen, dessen Anblick in mir die einschlägigen Gefühle auslöste. Wir unterhielten uns öfters, sahen uns danach aber nie wieder.

Ihr grösster Karrieresprung?
Mit 20 Jahren zog ich aus, um Theologie zu studieren. Damit eröffneten sich mir neue Beziehungen und Herausforderungen. Ohne diesen Schritt wäre mein Leben ganz anders verlaufen.

Ihre grösste Schwäche?
Ich interessiere mich für zu viele Dinge und lasse mich leicht ablenken. Das erschwert eine Fokussierung.

Auf die berühmte Insel nehmen Sie mit ...
... meine Frau, einen Tablet-Computer mit Satellitenverbindung und Solarstromversorgung.

Das schätzen Sie an einem Freund:
Vertraute und intensive Gespräche über Persönliches, aber auch über intellektuell und geistlich Anspruchsvolles. Dazu gehört auch das gemeinsame Geniessen eines feinen Essens.

Die ideale christliche Gemeinde hat die folgenden Merkmale:
Sie übt eine christuszentrierte Orientierung ein. Sie wendet sich Menschen und Problemen der Gegenwart aktiv zu, ist innovativ und erarbeitet Lösungen. Sie riskiert dazu, wenn nötig, auch Konflikte.

Bei Ihrem letzten Gebet ging es um ...
... meine Familie und die täglichen Herausforderungen. Dabei ging es um den förderlichen Umgang mit Problemen im Blick auf die Persönlichkeitsentwicklung.

Darum würden Sie nie beten ...
... um den Tod von Menschen, und seien sie noch so böse.

Das verstehen Sie nicht in der Bibel:
Ich verstehe nicht, dass Gott bei Missständen so lange zuschauen kann. Einer der schlimmsten Könige Israels war Manasse, den Gott 55 Jahre lang regieren liess.

Ihr Lieblingspolitiker bzw. Ihre Lieblingspolitikerin:
Schwere Frage. Es müsste einer sein, der sein Machtmotiv kontrollieren kann, keine narzisstischen Allüren zeigt und sich für Frieden und Gerechtigkeit einsetzt.

Wenn Sie Bundesrat wären, würden Sie als Erstes ...
... den Mitarbeitern meine Wertvorstellungen im Blick auf die Führung darlegen und ihnen meine Wertschätzung vermitteln.

Die soziale Gerechtigkeit wird für Sie am meisten verletzt, wenn ...
... Unternehmensgewinne völlig asymetrisch verteilt werden. Mindestlöhne lösen das Problem nicht, aber eine Beteiligung der Angestellten am Gewinn. Das bedeutet für sie eine gewisse Risikoübernahme.

Der Tod ist für Sie ...
... der Übergang in eine neue und qualitativ komplett andere Realität. Ich möchte den schon jetzt besser kennenlernen, der mich dann erwartet.

Dieter Bösser, 54, ist Theologe und Psychologe. Er ist verheiratet mit Christine und Vater von drei erwachsenen Söhnen. Beruflich ist er in der Führungsweiterbildung, in der theologischen Lehre und bei der VBG aktiv.

zvg.

Wiebke Suter-Blume

Faire Unternehmen

(HPS) Max Havelaar sei Dank: Der Entscheid für die faire Banane oder den fairen Kaffee ist für viele Konsumenten zu einer Selbstverständlichkeit geworden. In der Schweiz stieg der Umsatz mit Produkten unter dem bekannten Fair-Trade-Label im letzten Jahr auf 434 Mio. Franken. Das entspricht gegenüber dem Vorjahr einem Plus von 15,7%.

Ob das viel oder wenig ist, darüber lässt sich streiten. Es ist aber sicher noch nicht genug. Letztlich sollte jedes Produkt von A bis Z den Kriterien der Gerechtigkeit genügen. Um hier weiterzukommen, müssen wir auch die vorgelagerten Unternehmen in den Blick nehmen. Genau dies hat die Diplomingenieurin Wiebke Suter-Blume gemacht. Die Raumplanerin und Ökonomin hat in einer wissenschaftlichen Arbeit Gastrounternehmen auf ihre Nachhaltigkeit untersucht und gemerkt, dass es hier noch viel Nachholbedarf gibt. Darum liess sie sich von der Kampagne «Stopp-Armut-2015» im Bereich «Nachhaltigkeit für Firmen» anstellen. Seither berät sie Firmen, die ihre Handels-, Produktions-, Betriebs- und Verkaufsbedingungen auf Nachhaltigkeit hin optimieren möchten. «Das nachhaltige Unternehmen gibt es nicht», erklärt die initiative Frau. «Aber es gibt Unternehmen, die auf dem Weg zur Nachhaltigkeit sind.»

www.stoparmut.ch/nachhaltig
«Das nachhaltige Unternehmen»,
Zoom-Talk vom 4.6.14 auf Radio LifeChannel,
www.lifechannel.ch

zvg.

Samuel Ninck

«Ich zahle gerne Steuern»

(FIm) «Ich zahle gerne Steuern.» – Gibt es in unserem Land der Steueroptimierer und der hartnäckigen Verteidiger des Bankgeheimnisses eine provokativere Aussage? Samuel Ninck, Koordinator des Netzwerks «ChristNet» hat den Satz in einem Gespräch auf Radio SRF Kultur fallen lassen. Es ging um das Büchlein «Die Schweiz, Gott & das Geld».

Ninck hat das Buch zusammen mit Autorinnen und Autoren aus christlichen und sozialpolitischen Institutionen mit landes- oder freikirchlichem Hintergrund – von StopArmut bis zu Brot für alle – realisiert. Es beschäftigt sich mit der unheilvollen Wirkung von Korruption im weitesten Sinne, mit Steuerdumping, Potentatengeldern und vielem mehr.

Für Samuel Ninck ist Steuerhinterziehung bzw. «Steuervermeidung» und «Steueroptimierung», wie es im geschönten Jargon heisst, nur ein Fehlverhalten unter vielen, unter dem auch unser Land leidet, nicht zuletzt auch unter Korruption. Samuel Ninck verweist auf die Bibel. Sie spreche mehr von Geld als über Sünde und das Heil. Christen müssten daher Gegensteuer geben. Und ein Zeichen in diese Richtung sei das Bekenntnis, dass Christen nicht Steuern vermeiden, sondern – wie den Zehnten in der Gemeinde – auch den staatlichen Institutionen, die meistens gute Leistungen erbringen, die nötigen Mittel gönnen.

Irène Cherpillod et al. «Die Schweiz: Gott & das Geld.» Verlag ChristNet, Richtpreis CHF 10.- bis 15.-. Bezug: samuel.ninck@christnet.ch

zvg.

Andreas Walker

«Gegenstück zu Mike Shiva»

(FIm) Die Weltwoche nennt ihn «das wissenschaftliche Gegenstück zu Mike Shiva». Der Basler Zukunftsforscher Andreas Walker arbeitet beharrlich und mit Überzeugungskraft an der These, dass Zukunft nicht nur düster, sondern hoffnungsgeladen sein kann. Und dies mit wissenschaftlichen Methoden, die in der Zunft der Zukunftsforscher Geltung haben. Er hat eine Methode der Zukunftsforschung mitentwickelt, die nicht nur bestehende Trends verlängert, sondern auch mit «Bruchstellen» rechnet, also überraschenden Ereignissen, welche unerwartete Entwicklungen auslösen.

Der Co-Präsident der Schweizerischen Gesellschaft für Zukunftsforschung führt jedes Jahr eine Umfrage durch, welche zeigt, auf wen die Schweizer ihre Hoffnungen setzen. Mit seiner Firma *«weiterdenken.ch»* bietet er Organisationen und Firmen, welche die Zukunft gestalten möchten, Beratungen an. Auf seinem Blog *«der weiterdenker»* wirbt er für die Idee, Zukunft nicht als Schicksal, sondern als Herausforderung zum Gestalten zu sehen. Im Bewusstsein, dass es Begriffe wie Zuversicht, Optimismus und Hoffnung in unserem Kulturkreis schwer haben.

Walker verweist daher auf ein lappländisches Sprichwort: «Wenn der Jäger die Hoffnung verliert, gibt es keine Beute.»

www.weiterdenken.ch
www.hoffnungskompetenz.com

Alte Tugenden feiern Auferstehung

Hanspeter Schmutz **Kreative und gute Ideen atmen den Geist dessen, der uns geschaffen hat. Sie gehören sozusagen zur vom Schöpfer geschenkten Grundausstattung des Menschen. Wir finden sie in der Bibel – und nicht selten auch in den täglichen Neuigkeiten, die uns per Medien ins Haus oder auf das Smartphone geliefert werden. Die folgenden zwei Trends gegen den Zeitgeist zeigen, dass man nicht zwingend an Gott glauben muss, um vom Schöpfer inspiriert zu werden. Bekanntlich weht der Heilige Geist, wo er will.**

Teilen statt Horten

Der Betriebswirtschafter Reto Weishaupt (32) lebt in einer kleinen 2-Zimmer-Wohnung in der Stadt, die er mit Secondhandmöbeln ausgestattet hat. Er arbeitet bewusst nur Teilzeit. Sein Velo – ohne Elektromotor – ist nebst den Füssen das Transportmittel seiner Wahl. Über seinen Lebensstil sagt er: «Ich bin in vielen Dingen genügsam, so koche ich am Abend selten und ernähre mich von Rohkost. Meine Zufriedenheit mit wenig gibt mir Ruhe, Raum und Zeit. Ich bin fit, gesund und ausgeglichen. Ich schlafe lange und gut, bin auf die wesentlichen Dinge fokussiert[1].» Auch wenn er als «Sünden» ein bis zwei Flugreisen pro Jahr und das Essen von Fleisch («weil ich es gerne habe») angibt, steht Weishaupt für einen neuen Trend: die Suffizienz als «Kunst des genügsamen Lebens». Die Vertreter dieses Trends wollen nicht sparen, sondern «die Lust am Verzicht» zelebrieren.
Laut Suffizienzforschern sind «Entschleunigung, Entflechtung, Entkommerzialisierung und Entrümpelung die wesentlichen Komponenten der Mässigung». Was ein suffizienter Lebensstil für ein gutes Leben bedeuten kann, wird zur Zeit in einem Projekt an der Uni Bern untersucht.

Dazu passend macht Weishaupt auch beim Ausleihprojekt «Pumpipumpe»[2] mit. Und folgt damit einem zweiten Trend: dem des «Sharing» – des Teilens. Das geht z.B. so: «In jedem Haushalt gibt es Werkzeuge, Küchengeräte oder Spielsachen, die man nur selten braucht und dem netten Nachbarn gerne ausleihen würde. Gleichzeitig wäre man manchmal froh, sich kurzfristig etwas vom Nachbarn auszuleihen, was man selber nicht besitzt»[3], sagt Ivan Mele, einer der Mitbegründer von «Pumpipumpe». So prangen im Berner Länggassquartier an einzelnen Briefkästen hellblaue Kleber mit Symbolen wie Hammer, Bohrmaschine, Leiter, Bananenschachtel oder Kabelrolle. Zur Zeit sind über 40 Motive im Angebot. Damit sollen leihfreudige Nachbarn und ihre Gegenstände sichtbar gemacht werden. Dabei kann man nicht nur das Anhäufen von unnötigem Besitz vermeiden, sondern gleichzeitig auch noch die Nachbarn besser kennenlernen. Und das ist insbesondere in Städten ja manchmal alles andere als einfach. Auf dem Land reicht dazu vielleicht ein Gespräch über den Gartenzaun oder im sonntäglichen Kirchenkaffee.
Teilen kann man bekannterweise auch Autos. Mitgliedern und Genossenschaftern von «Mobility»[4] stehen unterdessen schweizweit 2650 Fahrzeuge in 8 Kategorien zur Verfügung – vom günstigen Citroen C 1 bis zum Mercedes Vito Transporter. Das Geschäft mit dem Teilen macht aber auch nicht Halt vor Booten und umfasst – das würde uns zumindest nicht überraschen – wahrscheinlich auch Kleinflugzeuge.
Wie auch immer: Irgendwann verkehrt sich wohl auch dieser «Trend» ins Absurde. Spätestens dann, wenn darunter die Genügsamkeit bzw. die Mässigung leidet.

Suffizienz und Sharing – dieser Doppeltrend ist erfreulich. Er wurzelt, wie so vieles Gute, u.a. auch in der Bibel. In Erwartung der baldigen Wiederkunft ihres Herrn teilten bekanntlich die ersten Christen ihre Besitztümer und lebten genügsam in verbindlichen Gemeinschaften zusammen. Die Mässigung ist auch eine der sieben Kardinaltugenden und damit ein Grundanliegen der mittelalterlichen Kirche. Gut, dass diese alten Tugenden zu neuen Trends auferstehen – mit und ohne Christen.

1 «Vom Glück der Genügsamkeit» in der Kundenzeitschrift «1to1 energy forum» 1/14
2 www.pumpipumpe.ch
3 SRF News Regional vom 28.4.14, srf.ch
4 www.mobility.ch

Hanspeter Schmutz ist Publizist und Leiter des Instituts INSIST
hanspeter.schmutz@insist.ch

Zehn christliche Professoren analysieren die Krise der westlichen Welt

Felix Ruther **Zehn international anerkannte Topexperten eines christlichen Professoren-Netzwerkes aus Medizin, Biophysik, Technik, Wirtschaft, Theologie, Informatik und Recht wollen uns falsche Hoffnungen rauben. Es sind keine Fanatiker oder realitätsfremde Apokalyptiker. Nein, es sind Forscher, die sich ernsthafte Sorgen über den Zustand unserer westlichen Welt machen.**

Nur zu gerne würden sie sich vom Gegenteil ihrer Analyse überzeugen lassen; einer Analyse, die nicht stehen bleibt bei den bekannten Tatsachen wie Umweltzerstörung, Klimaveränderung und Kriegen. Ihr Blick richtet sich auf den inneren Zusammenhang jener Problemfelder, die nicht so leicht messbar sind und einzeln betrachtet auch nicht so bedrohlich wirken, in der Totale aber zum Zusammenbruch unserer westlichen Welt führen werden.

Kurz vor Zwölf

Im ersten Buchteil «Kurz vor Zwölf» beschreiben die Autoren die Gegenwart. Sie gehen der Frage nach, weshalb derzeit das *Last Days Fever* so heftig grassiert. Dann zeigen sie auf, dass viele Entwicklungen in der Welt eben nicht nur stetig verlaufen sondern zum Teil exponentiell oder gar so komplex, dass es uns oft nicht möglich ist, frühzeitig den *Point of no Return* einer Entwicklung vorherzusehen.

Alle Beobachtungen werden in einer flüssigen Sprache beschrieben und mit vielen anschaulichen Beispielen verständlich gemacht. Der erste Teil schliesst mit einem Kapitel über den zunehmenden Vertrauensverlust und über die «Hauptkrankheit unserer Zeit»[1], die fehlende Bereitschaft, Verantwortung wahrzunehmen: «Börsenspekulationen sind ein einziges grosses Glücksspiel, das professionell betrieben wird, um ohne Arbeit zu riesigem Vermögen zu kommen[2].» – «Das Drama ist aber nicht, dass es vereinzelte Fälle von egoistischem Verhalten gibt, sondern dass es normal geworden ist und dass derjenige als naiv gilt, der nicht mitmacht[3].»

Felix Ruther ist Studienleiter der VBG und Präsident von INSIST
felix.ruther@insist.ch

Zwölf

Im zweiten Teil des Buches werden fünf Aspekte der fatalen Entwicklung entfaltet, in welcher die westliche Welt steckt. Beschrieben wird u.a., wie neue Gesinnungs-Diktaturen zunehmend unsere Gedanken lenken, ohne dass wir das richtig wahrnehmen; wie unser ökonomisches System an sich selber zugrunde gehen wird; wie die Menschen zunehmend den Mut und die Fähigkeit zu verbindlichen Beziehungen verlieren und wie sich daraus riesige Defizite in der Persönlichkeitsentwicklung ergeben werden.

Zu allen Beobachtungen liegen vertiefende Beiträge im Internet vor, welche von einer Webseite heruntergeladen werden können[4].

Auch wenn der Fokus auf Deutschland liegt, können vermutlich die meisten Beobachtungen und Analysen auch auf die Schweiz übertragen werden.

Kurz nach Zwölf

Zum Schluss werden je am Beispiel eines geschichtlichen Ereignisses sehr anschaulich vier ineinandergreifende Katastrophen geschildert, welche zum Zusammenbruch führen werden.

Auch wenn ich nicht in allen Punkten die gleiche Gewichtung wie die Autoren vornehmen würde und einzelne Aspekte vermisse, diese aufrüttelnde Zeitanalyse lässt mich nicht mehr in

123rf/ Tobias Arhelger

meinen falschen Hoffnungen ruhen. Ich empfehle dieses Buch daher allen, die es wagen, dem wirklichen Zustand unserer Gesellschaft offen entgegenzublicken.

Möglichkeiten zur Erneuerung

Der zweite Teil des Titels – «Wie sich unsere Zivilisation erneuern kann» – wird in diesem Buch eindeutig zu kurz abgehandelt. In einem Mail an einen mir bekannten Autor schrieb ich daher: «Es müssten mehr konkrete Beispiele folgen, wie diese Arbeit an der Erneuerung aussieht. Schreibt ein zweites Buch! Und berichtet von euch auch persönlich: Was tut ihr zum Beispiel angeregt durch eure eigene Analyse? Unsere Jugend braucht dringend Vorbilder. Euch Professoren würden sie vermutlich mehr abnehmen als den eigenen Pfarrern.»

1 S. 83
2 S. 85
3 S. 76
4 www.hoellensturz-hoffnung.de

Hahn, Hans-Joachim und Lutz Simon. «Höllensturz und Hoffnung – Warum unsere Zivilisation zusammenbricht und wie sie sich erneuern kann.» München, Olzog Verlag, 2013. Hardcover, 256 Seiten. CHF 26.30. ISBN 978-37892-8197-6

Globale Gerechtigkeit nach Franziskus

(HPS) Bekanntlich waren für Franz von Assisi nicht nur die Menschen sondern alle Geschöpfe «Brüder und Schwestern», geschaffen, um ins Lob Gottes einzustimmen. Die franziskanische Spiritualität der «Compassio» sieht dem entsprechend das Leiden aller Geschöpfe als eigenes Leiden und macht ihren Anspruch auf «Hilfe und Solidarität, auf Respekt und Schonung, erkennbar».
Dies ist der Ausgangspunkt des Kapuziners Anton Rotzetter, studierter Theologe und Philosoph und ehemaliger Präsident der Franziskanischen Akademie. In einer frischen Sprache wendet der Autor diese Spiritualität auf aktuelle Fragen an. Der Konsumismus soll abgelöst werden von einer «Kultur des Teilens und der Solidarität», an die Stelle der gewalttätigen Ausbeutung soll eine «hütende Sorge und Zärtlichkeit» treten, und aus einer rein institutionell verstandenen Kirche soll eine «mystisch verankerte und lokal erlebbare Kirche» werden.
Rotzetter leitet so «franziskanische Perspektiven für eine globale Gerechtigkeit» ab. Gemäss der Regel von Franziskus haben die Armen «von Christus her einen Anspruch, von den Menschen Hilfe zu erfahren, welche dazu in der Lage sind» (S. 7). Das sei mehr als blosser Humanismus, sagt der Autor und schlägt die Brücke zu Papst Franziskus, der angesichts der Flüchtlingstragödie bei Lampedusa von einer «Schande» sprach. Lampedusa hätte so nicht geschehen können, «wenn wir Menschen bzw. Christen mehr Gerechtigkeitssinn und Empathie für das Leiden empfänden». Der Papst stellte in diesem Zusammenhang eine «Globalisierung der Gleichgültigkeit» fest.
Rotzetter erwähnt Hintergründe und (auch kirchliche) Zusammenhänge, die zu diesen Missständen geführt haben, etwa unsern «konsumistischen Lebensstil», der bei uns «demokratisiert» worden sei. Der Autor will zusammen mit Jean Bastaire der «Demokratisierung der Exzesse und der Verschwendung» eine «Demokratisierung der Zurückhaltung, der Schonung und der Ehrfurcht» entgegensetzen. Verlangt ist nicht der totale Verzicht, aber das Finden des richtigen Masses, geleitet von einer Empfindsamkeit für die ganze Schöpfung und eine im Glauben erneuerte Kirche.

Rotzetter, Anton. «Zukunft, die Hoffnung verheisst. Franziskanische Perspektiven für eine globale Gerechtigkeit.» Würzburg, Echter-Verlag, 2014. Paperback, 95 Seiten, CHF 14.40. ISBN 978-3-429-03696-6

Gastgeber werden

(HPS) Hans-Rudolf Bachmann, Pfarrer und lange Zeit theologischer Mitarbeiter im Sinnhotel Scesaplana in Seewis, Autor und Exerzitienleiter, gehört zum Drittorden der Kommunität Diakonissenhaus Riehen. Das vorliegende Buch versteht sich mit seinen kurzen Beiträgen als Schule der Gastfreundschaft angesichts unserer multikulturellen Gesellschaft. Es wurde u.a. angeregt durch die Regel Benedikts von Nursia und wird im geistlich-diakonischen Zentrum der Kommunität praktiziert, zu der sich der Autor heute zählt. Gastfreundschaft ist für ihn das «konkrete Übungsfeld echter Begegnung, Knochenarbeit, die zum Abbau von Ängsten und gegenseitiger Befruchtung führt». Sie ist «nicht unserm Belieben anheimgestellt. Sie ist ein klarer Imperativ, dem sich kein aufmerksamer Bibelleser entziehen kann» (S. 7). Das Büchlein beschreibt die Gastfreundschaft nicht nur theologisch («Der dreieinige Gott als Gastgeber und Gast»), sondern auch ganz praktisch («Teamarbeit») und innerhalb unseres gesellschaftlichen Rahmens («Wir Schweizer und die andern»). 13 eingestreute Impulse regen zum Weiterdenken an.

Bachmann, Hans-Rudolf. «Kleine Schule der Gastfreundschaft.» Riehen, Verlag arteMedia, 2013. Paperback, 110 Seiten, CHF 14.80. ISBN 978-3-905290-70-7

Der Berufung folgen

(HPS) Niklaus von der Flüe gilt als «Nationalheiliger» der Schweiz. An ihn wird jeweils am 21. März sogar von den Reformierten gedacht. So ist es kein Zufall, dass ausgerechnet der pensionierte reformierte Pfarrer Christoph Hürlimann, ehemaliger Leiter des «Hauses der Stille und Besinnung» in Kappel, diesem bekannten Mystiker und Politiker ein Buch widmet. «Bruder Klaus», wie er heute genannt wird, erlebte schon als Jugendlicher eine Berufung durch eine Vision. Vorerst aber folgte «er der Lebensspur eines Mannes seiner Zeit als Bauer, Familienvater und auch als Politiker und Soldat». Die Spannung zwischen Berufung und Lebensrealität führte aber in eine Krise, sodass er mit 50 Jahren seine Familie verliess und sich schliesslich als Einsiedler und Berater in eine Kapelle in Flüeli/Ranft – unweit der Familie – zurückzog.
Das Buch gründet u.a. auf dem Standardwerk von Roland Gröbli und folgt dem Lebensweg des politischen Mystikers. Jede Textseite enthält Texte zum Leben des Eremiten und (meist) einen passenden Bibelabschnitt, wird von einem Bild ergänzt und mit einem geistlichen Impuls aktualisiert. Dabei werden u.a. auch die Medaillons aus dem berühmten Meditationsbild einbezogen.
Das sorgfältig gestaltete Buch will «zur Besinnung auf den Spuren des Eremiten einladen» (S. 7). Dabei ist das «Hören auf Gottes Stimme eine Art Leitmotiv». Der Autor schreibt in der Einleitung: «Der Weg durch dieses Buch kann gemächlich geschehen, Seite für Seite, dem Schauen in einen Spiegel vergleichbar, in dem wir nach unserer Berufung fragen; es soll uns wach machen für unsere Wege und Abwege» (S. 10).

Hürlimann, Christoph. «Aus der Einheit leben. Begegnung mit Bruder Klaus.» Freiburg, Paulusverlag, 2013. Gebunden, 95 Seiten, CHF 25.-. ISBN 978-3-7228-0845-1

(Fortsetzung von Seite 6)
20. Jh. in der Schulmedizin endgültig aufgegeben wurde, voll geläufig. Berzelius (1818) begründete damit die bis heute etablierte Aufteilung der Chemie in eine organische und anorganische. Die Homöopathie kann methodisch als eine Medizin der Lebenskraft aufgefasst werden. Bei der Anwendung auf einen komplexen tierischen Organismus wird dabei aber nicht mit den materiellen Teilwirkungen (auf ein Organ oder Zellverband) gearbeitet, sondern die Erscheinungen am ganzen Organismus werden systematisch in den Blick genommen.
In einer Studienreform setzte sich der Materialismus als Methode 1862 in der Schulmedizin endgültig durch. Krankheiten sind von nun an keine Störungen einer «mysteriösen» Lebenskraft mehr und damit eine Störung des ganzen Organismus an sich (so wörtlich im heutigen Lehrbuch), sondern haben ihren materiellen Sitz in den Zellen und der Zwischenzellsubstanz eines oder mehrerer Organe.
(...) Bei der homöopathischen Behandlung (z.B. einer Euterentzündung) wird mit der Arznei eine zur individuell vorliegenden Krankheit ähnliche Wirkung erzielt, welche den Entzündungsprozess bildlich gesprochen «anheizt». Ich habe unzählige Beispiele von Entzündungen erlebt, die homöopathisch aktiviert und in Heilung überführt werden konnten. Für seelische Störungen (Kühe lehnen ihr Kalb ab, lassen die Milch nicht fliessen, leiden unter Stallwechsel und Verlust von Artgenossen) oder auch in der Geburtshilfe (Verkrampfung, enge Geburtswege, Wehenschwäche) ist die Homöopathie eine Möglichkeit, wofür es in der Schulmedizin nichts Entsprechendes gibt.
Werner Heisenberg (Begründer der Unschärferelation in der Physik) schreibt, dass es bei der Naturbeschreibung Zusammenhänge gibt, die wir ihrem Wesen nach nicht kausal, sondern finalistisch, das heisst in Bezug auf ihr Ziel hin beschreiben. Er nennt in seinem Buch «Der Teil und das Ganze» als Beispiel ausgerechnet den Heilungsprozess nach Verletzungen eines Organismus und sagt, dass die finalistische Interpretation in einem typisch komplementären Verhältnis zu der Beschreibung nach den bekannten physikalisch-chemischen Gesetzen stehen würde. «Die beiden Beschreibungsweisen schliessen einander aus, aber sie liegen nicht notwendig im Widerspruch.» Die Medizin, ob schul- oder komplementärmedizinisch, ist ein Geschenk des Schöpfers und soll zu Gottes Ehre angewendet werden.
Dr. Andreas Schmidt, Sirnach

Der vollständige Beitrag ist direkt beim Autor erhältlich: schmidt@tap-son.ch

Falsch genutzte Freiheiten

(Magazin 2/14 «Warum wir einen liberalen Staat brauchen»)

Soll der Staat unsere Freiheiten einschränken dürfen? Ich meine: Er muss. Dies aus dem einfachen Grund, weil die Gesamtgesellschaft die Kostenfolgen von falsch genutzten Freiheiten zu tragen hat. Soll jede Risikosportart uneingeschränkt erlaubt bleiben, selbst wenn jährlich so und so viele vor allem junge Männer dabei zu Schaden kommen? Ich bin ja so dankbar, dass seit einigen Jahren der Tabakqualm aus öffentlichen Räumen verbannt ist. Ich halte es für richtig, dass das Rauchendürfen auf den privaten Bereich eingeschränkt wird und die Werbung fürs Rauchen verboten wird. Jeder dritte Raucher erleidet durch sein Laster einen vorzeitigen Tod. Vor dem Tod fallen in der Regel hohe Gesundheitskosten an. Diese werden solidarisch von allen getragen. Sollen wir das einfach klaglos hinnehmen und nicht versuchen, die Kosten zu dämpfen – abgesehen von der Tragik sinnlos verlorener Lebenszeit?
Noch etwas Zweites: «Christen sollen die Finger vom Versuch lassen, anderen ihre Wertvorstellungen mit staatlicher Macht aufzwingen zu wollen.» So lautet der letzte Satz des Artikels. Leider gibt es Mächte, die überhaupt keine Hemmungen haben, uns ihre Wertvorstellungen mit staatlicher Macht aufzuzwingen. Ich denke z.B. an die ganze Genderdiskussion. In Schweden dürfen Kinder vor dem siebten Lebensjahr nicht mehr als Knaben oder Mädchen angesprochen werden. Jeder soll sich sein Geschlecht selber auswählen dürfen. Im Bundesamt für Justiz werden Pläne diskutiert, welche die Polygamie, die (Halb-)Geschwisterehe und Ähnliches zulassen würden. Schöne neue Gender-Welt.
Gibt es den rein liberalen, wertneutralen Staat überhaupt? Wohl kaum. Wir befinden uns auf einem Kampffeld. In dieser Auseinandersetzung brauchen Christen keine Hemmungen zu haben, ihre Werte hochzuhalten und z.B. in die Gesetzgebungsprozesse einzubringen.
Alex Nussbaumer, Uster

Es geht nicht ohne absolute Werte

Conrad Krausche beschreibt auf anschauliche Weise zwei weit auseinanderliegende Positionen betreffend eines liberalen Staates, bevor er sich in seinem Fazit m. E. zu undifferenziert auf die Seite des Liberalismus schlägt. Letztlich besteht die Frage in der Politik fast immer nur, in welchen Punkten der Staat in die Freiheit des Bürgers eingreifen soll; dass er dies tun soll, ist bei fast allen Ideologien unbestritten, sei dies mit finanziellen Anreizen und Bestrafungen oder durch Gesetze und Justizvollzug. So wird aus dem Artikel zu wenig klar, in welchen Punkten der Staat gemäss dem Autor liberal bleiben soll. Aufgabe des Staates sei es, seine Bürger zu schützen. Wie aber soll der Staat entscheiden, welche Bürger wovor schützenswert sind? Sollen die wehrlosen Ungeborenen vor dem Tod geschützt werden oder die von einer ungewollten Schwangerschaft überforderten werdenden Eltern vor einem unerwünschten Lebenslauf? Letztlich sind solche Fragen nur durch das Postulat von absoluten Werten entscheidbar, wie das z.B. Christen fordern.
Simon Waber, Bern

Magazin INSIST

INTEGRIERT DENKEN – GANZHEITLICH GLAUBEN – WERTEORIENTIERT HANDELN

Insertionstarife 2014

Eine Zeitschrift mit Profil

Das «Magazin INSIST» ist eine Fachzeitschrift für integriertes Christsein, ganzheitliche Spiritualität und werteorientierte Transformation.

Konzept

Das Magazin behandelt jeweils vertieft ein Thema. Es orientiert sich an den Fakten, analysiert sie aus biblischer Sicht und verbindet sie mit praktischen Anwendungen. Das Thema wird ergänzt durch Kolumnen zu gesellschaftlichen Fragen.

Zielpublikum

Mit einem Inserat im Magazin INSIST erreichen Sie ein interessantes Zielpublikum: gut ausgebildete Berufsleute in akademischen und nichtakademischen Bereichen, welche Anregungen suchen, um

- Mitmenschen ein Vorbild zu sein
- Strukturen zu verändern
- Im politischen Umfeld Lösungen mitzugestalten
- Denken und Glauben zu vertiefen.

Insertionsschlüsse

Nr. 4/14	vom 07.10.2014	Einsendeschluss: 12.09.2014
Nr. 1/15	vom 14.01.2015	Einsendeschluss: 28.11.2014

Erscheinungsweise	4x jährlich
Auflage	2000

Preise Inserate

1/1 Seite Rückseite	Fr. 1600.-
1/2 Seite Rückseite	Fr. 850.-
1/1 Seite Innenseite	Fr. 1200.-
1/2 Seite	Fr. 650.-
3/8 Seite	Fr. 450.-
1/4 Seite	Fr. 350.-
1/8 Seite	Fr. 190.-
1/16 Seite	Fr. 100.-

Rabatt

Erscheinung 2x pro Jahr	10 %
Erscheinung 4x pro Jahr	20 %

Kein Aufschlag für 4-farbigen Druck

	für 4 Ausgaben
41,25 x 61,5 mm (1/16 Seite)	Fr. 300.-

Konditionen

Druck 4-farbig ab druckfertigen Daten.

Beilagen

Liefertermin auf Anfrage
Preis pro 1000 Exemplare

25g Einzelgewicht:	Fr. 850.-
50g Einzelgewicht:	Fr. 870.-
75g Einzelgewicht:	Fr. 890.-

Alle Preise verstehen sich ohne MwSt., zahlbar innert 30 Tagen nach Erscheinung.

Inserateverwaltung

Ruth Imhof-Moser
Dachsweg 12
4313 Möhlin
Tel. 061 851 51 81
inserate@insist.ch

Druck

Jakob AG, 3506 Grosshöchstetten

One of us!

(Tim, 11 Wochen alt)

Marsch fürs Läbe 2014

Kundgebung · Bekenntnis-Marsch · Überkonfessioneller Gottesdienst

Samstag, 20. September 2014, 14.00 Uhr
NEU: Hafen Enge, Mythenquai, Zürich, marschfuerslaebe.ch

Mit Bischofsvikar Christoph Casetti, Chur
Pfr. Daniel Schaltegger, Wetzikon
alt Nationalrat Markus Wäfler, EDU Zürich

Marsch fürs Läbe